

5. Adressieren und Regieren um 1700

5.1 Menschen verwalten mit G.W. Leibniz

Gottfried Wilhelm Leibniz (1646-1716) wird als einer der letzten großen Universalgelehrten beschrieben. Fortwährend verfolgte er die unterschiedlichsten Ideen und Projekte, zeitlebens pflegte er einen regen Austausch mit Intellektuellen und Regierenden und bis heute gilt er als hoch gebildeter und vielseitiger Visionär.¹ In diesem Kapitel wird er insbesondere als ein Vordenker moderner Suchmaschinen gelesen.

Leibniz leitete vierzig Jahre lang die Hofbibliothek in Hannover – und zwar bereits mit der Idee, dass diese nicht nur der Repräsentation des Fürstenhauses, sondern auch dem Allgemeinwohl dienen könnte. Dazu schwebten ihm eine enzyklopädische Wissenssammlung und eine funktionale Ordnung vor.² Ferner gründete er die ›Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften‹,³ sammelte historische Quellen,⁴ verwendete einen speziellen Exzerpte-Schrank⁵ und beschrieb mit

- 1 Vgl. einführend Zimmer, Jörg (2018): *Leibniz und die Folgen*. Stuttgart: J.B. Metzler, S. 7-29 sowie Poser, Hans (2016): *Leibniz' Philosophie. Über die Einheit von Metaphysik und Wissenschaft*. Hamburg: Meiner, S. 15-21. Zur Leibniz-Rezeption vgl. zudem: Holz, Hans Heinz (2015): *Leibniz in der Rezeption der klassischen deutschen Philosophie*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft. Leibniz war u.a. Philosoph, Mathematiker, Historiker, Erfinder, Bibliothekar, Jurist und politischer Berater.
- 2 Vgl. Hartbecke, Karin (2008): Zwischen Fürstenwillkür und Menschheitswohl. Leibniz' erste Jahre als Hofbibliothekar zu Hannover. In: Dies. (Hg.): *Zwischen Fürstenwillkür und Menschheitswohl – Gottfried Wilhelm Leibniz als Bibliothekar*. Frankfurt a.M.: Vittorio Klostermann, S. 43-158, insb. S. 43-50. Hartbecke kommt zu dem Resümee, dass viele von Leibniz' Plänen zur Bibliothekseinrichtung nur ansatzweise oder gar nicht umgesetzt wurden, vgl. ebd., S. 100-101. Leibniz wird häufig auch als Vordenker der Dezimalklassifikation genannt, jedoch gibt es dafür nach neueren Ansichten keine Belege. Vgl. Waldhoff, Stephan (2008): Von der rechten Administrierung des Wissensschatzes. Zu Leibniz' Entwürfen einer bibliographisch-bibliothekarischen Sachsystematik. In: Hartbecke, S. 159-242, insb. S. 218-219.
- 3 Zu Leibniz weitreichenden Akademie-Plänen vgl. Poser (2016), S. 408-422.
- 4 Vgl. weiterführend den Sammelband: Gädeke, Nora (Hg.) (2012): *Leibniz als Sammler und Herausgeber historischer Quellen*. Wiesbaden: Harrassowitz.
- 5 Vgl. Krajewski (2002), S. 29-31.

Einsen und Nullen das mathematische Dualsystem.⁶ Leibniz gilt in diesem Sinne heute als Wegbereiter der Bibliothekswissenschaft, der Bibliografie, der Wissensdokumentation und der binären Digitaltechnik.⁷ Mit den in dieser Arbeit bereits erörterten Projekten Paul Otlets und Martin Schrettingers steht er schon allein deswegen in Verbindung.

Der Leibniz-Experte Hans Heinz Holz betont, dass die »enzyklopädische Weite« von dessen Denken »neueren Forschern [...] fremd geworden« sei.⁸ Leibniz' Geist sei »immer universell auf das Ganze gerichtet« gewesen, in dessen Mittelpunkt er den Menschen verortete: So habe er Technik, Wissenschaft und Politik als Einheit erkannt und mit dem humanistischen Ideal verknüpft, »das Leben lebenswerter zu machen« und die Bevölkerung »auf eine höhere Stufe der Bildung zu heben«.⁹ Ausgehend von dieser Perspektive, wird Leibniz' diskursiver Beitrag im Folgenden mit den gesellschaftspolitischen Implikationen der modernen Wissensorganisation verknüpft.

Leibniz erlangte, zunächst als Diplomat des Erzbischofs von Mainz und später als Hofrat des Kurfürsten von Hannover, wichtige Einblicke in das politische Geschäft seiner Zeit.¹⁰ Während in anderen Teilen Europas, insbesondere in Frankreich, absolutistisch Herrschende das Regiment übernahmen, den Staat zu einer nationalen Einheit führten und auf ihre Person zuschnitten, war das damalige Reich Deutscher Nationen »in seiner territorialen Zersplitterung ein idealer Spielplatz aller möglichen Bündniskonstellationen und Allianzbildungen«.¹¹ Leibniz soll infolgedessen zeitlebens von einer großen staatlichen Vereinigung geträumt haben.¹² Dabei gelangte er, so eine zentrale These dieses Kapitels, zu der Einsicht, dass mit Hilfe moderner Suchmaschinen Menschen verwaltet und politische Entscheidungen getroffen werden können. Mehr noch: Er erkannte, dass eine Regierung ohne eine effiziente Informationsverwaltung kaum handlungsfähig ist.

6 Vgl. Siegert, Bernhard (2003): *Passage des Digitalen. Zeichenpraktiken der neuzeitlichen Wissenschaften 1500–1900*. Berlin: Brinkmann & Bose, S. 156–190.

7 Eine Übersicht von Leibniz' Erfindungen findet sich in Poser (2016), S. 381–407 und S. 425–445. Kittler vertritt die These, Bücher stünden erst seit Leibniz »von vornherein in einem lokalen Netzwerk, das sie alle aufeinander beziehbar und abbildbar macht«. In: Kittler, Friedrich (2002): *Memories are made of you*. In: Ders.: *Short Cuts*. Frankfurt a.M.: Zweitausendeins, S. 41–67, hier S. 50.

8 Holz (2013), S. 15.

9 Ebd., S. 14.

10 Vgl. ebd., S. 13. Für eine größere Übersicht über Leibniz politisches Schaffen vgl. ebd., S. 231–255.

11 Ebd., S. 232. Zur politischen Situation in Europa vgl. im Folgenden insb. Duchhardt, Heinz (2007): *Barock und Aufklärung*. 4., neu bearbeitete und erweiterte Auflage des Bandes »Das Zeitalter des Absolutismus«. München: R. Oldenbourg, S. 40–60.

12 Vgl. Holz (2013), S. 245.

Diese Erkenntnis und ihre Folgen werden im Folgenden nachvollzogen. Dabei kann es nicht das Anliegen sein, einen repräsentativen Einblick in Leibniz' Schaffen zu gewähren. Hierbei sei angemerkt, dass der überwiegende Teil seiner Schriften nur handschriftlich in Form von Briefen oder Notizen überliefert ist und erst posthum veröffentlicht wurde.¹³ Folglich gibt es kaum große Darstellungen, in denen Leibniz seine vielfältigen Überlegungen aufgearbeitet hätte, sondern vor allem fragmentarische Hinterlassenschaften, die jeweils spezifische Einblicke in sein Denken gewähren.

Die für dieses Kapitel ausgewählten Texte haben sich als besonders geeignet erwiesen, um die gesellschaftspolitischen Bedeutungen des Suchens und Findens um 1700 zu analysieren und mit den gegenwärtigen Debatten über die Web-Suche zu verknüpfen: In dem Schreiben *Errichtung eines Notiz-Amtes* beschrieb Leibniz um 1712/1713 urbane Vermittlungseinrichtungen, auch ›Adressbüros‹ genannt, die sowohl den Handel der Bevölkerung befördern, als auch zu Überwachungs- und Kontrollzwecken eingesetzt werden sollten.¹⁴ In seinem *Entwurf gewisser Staatstafeln* sprach er indessen bereits 1685 mit großer Prägnanz von einem Hilfsmittel, das die Herrschenden mit Informationen versorgen und sie in ihrem Regierungshandeln unterstützen sollte.¹⁵ Als Kontrastfolie wird im abschließenden Teil dieses Kapitels auf Leibniz' *Gedankenscherz* (1675) verwiesen: Ein Text, in dem er eine flexiblere und weniger zweckgerichtete Wissensorganisation beschrieb.¹⁶ Seine diesbezüglichen Überlegungen werden hier als ein Ausgangspunkt für widerständige Praktiken gelesen.

Bevor die genannten Texte von Leibniz einer neuen Lektüre unterzogen werden, wird zunächst in die europäische Politik um 1700 eingeführt.¹⁷ Diese oszillierte zwischen aufklärerischen Idealen, barocken Repräsentationen und absolutistischen Herrschaftsansprüchen – eine Gemengelage, die sich nicht zuletzt in den damaligen Problemen der Wissensorganisation niederschlug. Die Debatten um mo-

13 Leibniz' Nachlass umfasst rund 50 000 Dokumente, darunter 20 000 Briefe an 1300 Korrespondent_innen. Der Fundus wird von der *Gottfried Wilhelm Leibniz Bibliothek* in Hannover betreut. Vgl.: <https://www.gwlb.de/Leibniz/Leibnizarchiv/Einfuehrung/index.html> vom 12.06.2021.

14 Vgl. Leibniz (1875), S. 358–366. Vgl. auch Tantner (2015), S. 72–76.

15 Vgl. Leibniz (1966), S. 80–89. Vgl. auch Segelken, Barbara (2010): *Bilder des Staates. Kammer, Kasten und Tafel als Visualisierungen staatlicher Zusammenhänge*. Berlin: Akademie, insb. S. 54–62.

16 Vgl. Leibniz, Gottfried Wilhelm (2020b): *Gedankenscherz, eine neue Art von REPRÄSENTATIONEN betreffend <oder vielmehr: Spielpalast>*, September 1675. Übersetzt von Horst Bredekamp. In: Bredekamp, Horst: *Die Fenster der Monade. Gottfried Wilhelm Leibniz' Theater der Natur und Kunst*. Dritte korrigierte Auflage. Berlin: De Gruyter, S. 241–250. Eine Abschrift des Originals findet sich ebenfalls dort: Leibniz, Gottfried Wilhelm (2020a): *Drôle de Pensée, touchant une nouvelle sorte de REPRESENTATIONS <plus tost Academie des jeux>* (1675, September). In: Bredekamp, S. 204–210.

17 Vgl. insb. Duchhardt (2007).

derne Suchmaschinen lassen sich, wie David Gugerli pointiert zusammenfasst, mit »Hoffnungen auf Fundamentaldemokratisierung, informationelle Emanzipation und vollständige Übersicht« ebenso verbinden, wie mit den »Horrorvisionen eines [...] Überwachungsstaats, der über ein technokratisches Wissensmonopol verfügt«. ¹⁸ Eben dieses Spannungsverhältnis lässt sich bereits in Leibniz' Texten beobachten. Ich möchte diese daher ausgehend von Michel Foucaults Konzept der »Gouvernementalität« lesen. Denn Foucaults Theorien eignen sich nicht nur, um die Entstehung moderner Regierungen in der Frühen Neuzeit zu beschreiben, sondern auch, um deren höchst ambivalente Wirkungen zu analysieren. ¹⁹ Diese sind, so meine Annahme, bis in die Gegenwart hinein tief in der Konzeption moderner Suchmaschinen verankert und tragen maßgeblich dazu bei, dass diese sowohl als Instrumente der Selbstbestimmung als auch der Unterdrückung erfahren werden.

5.2 Politik zwischen Barock und Aufklärung

Das 17. Jahrhundert wurde in Europa von großen wissenschaftlichen Umbrüchen geprägt. Wichtige Wegbereiter eines sich verändernden Weltverständnisses waren u.a. Galileo Galilei, René Descartes und Isaac Newton. ²⁰ Infolgedessen wird angenommen, dass »die Philosophie des 17. Jahrhunderts [...] weltanschauliche Entwürfe zur Integration des neuen und sich rapid erweiternden Wissens vorlegte«. ²¹ Leibniz leistete hierfür einen wichtigen Beitrag. Da er mit vielen herausragenden Intellektuellen seiner Zeit einen intensiven Briefverkehr pflegte, bezeichnet Holz ihn sogar als den geheimen »Mittelpunkt der geistigen Welt«. ²²

Leibniz betrachtete sein philosophisches Denken nicht isoliert von seinen Tätigkeiten in anderen Bereichen. Holz attestiert ihm deswegen eine gewisse Konvergenz von Denken und Handeln. Er schreibt ihm die Überzeugung zu, dass »ontologische Grundlage, wissenschaftliche Erkenntnis [...] und gesellschaftlich-politische Ordnungsidee demselben Prinzip der universellen Harmonie entspringen«. ²³ Diese angenommene Harmonie würde sich in einer »streng geregelten Verknüpfung

18 Gugerli (2009), S. 11.

19 Vgl. insb. Foucault (2006a). Zur Epoche der Frühen Neuzeit vgl. einführend Maissen, Thomas (2013): *Geschichte der Frühen Neuzeit*. München: C.H. Beck.

20 Vgl. Holz (2013), S. 20f. In den Theorien von Thomas Kuhn wird dem 17. Jahrhundert sogar ein wissenschaftlicher Paradigmenwechsel zugesprochen. Vgl.: Kuhn, Thomas S. (1976): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Zweite revidierte Auflage. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

21 Holz (2013), S. 20.

22 Ebd., S. 13. Viele von Leibniz' bedeutenden Schriften waren ursprünglich Briefe. Die meisten davon gelangten erst posthum an die Öffentlichkeit. Vgl. ebd., S. 29.

23 Ebd., S. 19.

der Dinge« offenbaren und müsste nicht zuletzt »in der politischen Organisation wie dem ethischen Verhalten der Menschen« umgesetzt werden.²⁴

Besonders berühmt wurden die Gespräche, die Leibniz zu Beginn des 18. Jahrhunderts mit Sophie Charlotte von Hannover und ihrer Mutter geführt haben soll. Sie drehten sich um die damals quälende Frage, wie sich die christliche Vorstellung eines allmächtigen Gottes mit der irdischen Leiderfahrung vereinbaren ließ.²⁵ Die aus diesen Gesprächen hervorgegangenen Überlegungen sind 1710 als *Theodizée* erschienen und erzählen *über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels*. In ihr findet sich die berühmte These, der Mensch würde in der besten aller denkbaren Welten leben.²⁶ Auf philosophisch komplexere Weise legte Leibniz seine Vorstellung von einem Weltganzen in seiner *Monadologie* dar. Diese 1714 verfasste thesenartige Zusammenfassung seines Denkens wird heute als eine Art »philosophisches Testament« betrachtet.²⁷ Leibniz rechtfertigte auch hier die weltlichen Ambivalenz-Erfahrungen als Teil eines harmonischen, nur im System funktionierenden Ganzen.

Auf der politischen Bühne war Leibniz Diplomat des Erzbischofs von Mainz und diente später lange dem Kurfürsten von Hannover, dem er vermutlich dazu verhalf, seinen Anspruch auf den englischen Thron durchzusetzen.²⁸ Seine diplomatische Tätigkeit reichte jedoch noch weiter. Er soll zugleich als Berater »des Kaisers des Heiligen römischen Reiches deutscher Nation und des russischen Zaren« gewirkt haben und hätte angeblich »seine Beratertätigkeit gern auch noch auf den Kaiser von China ausgeweitet«. ²⁹ Leibniz dachte also in Dimensionen, die den gesamten eurasischen Raum umfassten. Er galt dabei als »unbequemer Ratgeber mit eigenen Ideen«. ³⁰ Dass ihm als Berater auf diese Weise potenziell ein nicht unwesentlicher Anteil der Macht zukam, darf durchaus angenommen werden.³¹

24 Ebd.

25 Vgl. Zimmer (2018), S. 59-66 sowie Holz (2013), S. 115-123.

26 Vgl. Leibniz, Gottfried Wilhelm (1996b): *Versuche in der Theodizée über die Güte Gottes, die Freiheit des Menschen und den Ursprung des Übels*. Hamburg: Felix Meiner, S. 26.

27 Vgl. Leibniz, Gottfried Wilhelm (1996a): *Monadologie*. In: Ders.: *Hauptschriften zur Grundlegung der Philosophie. Teil II*. Hamburg: Felix Meiner, S. 603-621. Es handelte sich eigentlich um eine Beilage zu einem Brief an den französischen Intellektuellen Nicolas Rémond. Die Struktur des Weltganzen erfasste Leibniz modellhaft über einzelne Monaden. Vgl. einführend Zimmer (2018), S. 48-56.

28 Vgl. Holz (2013), S. 13.

29 Zimmer (2018), S. 25.

30 Holz (2013), S. 235.

31 Leibniz kann, ähnlich wie Otlet, als »Projektemacher« begriffen werden, der für die Realisierung seiner Großprojekte Allianzen und Unterstützung suchte. Die folgende Feststellung von Krajewski lässt sich auf Leibniz übertragen: »Im Zuge dieser Kontakte etabliert sich dann idealerweise der vom Projektemacher erwünschte Zugang zur Macht.« Krajewski (2006),

Leibniz' Einflussmöglichkeiten waren nicht zuletzt deswegen groß, weil die Zeit seines Wirkens von politischen und gesellschaftlichen Umbrüchen geprägt war. Das Heilige Römische Reich Deutscher Nationen war seit dem Westfälischen Frieden, der 1648 das Ende des Dreißigjährigen Krieges markierte, in viele Kleinstaaten und Fürstentümer zersplittert.³² Es überrascht also kaum, dass der Traum von einer großen staatlichen Einheit Leibniz seit seiner Jugend umtrieb. Leibniz' berühmte Vorstellung von einer »Harmonisierung der Welt« habe dabei laut Holz »nicht die Beseitigung der Vielfalt«, sondern vielmehr »deren Integration in eine höhere Strukturiertheit« beabsichtigt.³³ Einer solchen Struktur habe sich Leibniz in der Politik jedoch weniger über große Konzepte genähert als vielmehr durch sein gezieltes Einwirken als realitätsnaher Diplomat.³⁴

Um sich in den konfessionellen Konflikten des 16. und 17. Jahrhunderts zu behaupten, etablierten sich in Europa Fürstentümer, die die traditionellen Beschränkungen ihrer Macht beseitigten und sich vom Einfluss des Klerus und des Adels befreiten. Der »ständestaatliche Dualismus [...], also die Verteilung von Macht und Souveränität auf mehrere Träger« wurde dabei zugunsten des »Machtanspruchs des Fürsten« verdrängt.³⁵ Absolutistisch Herrschende stilisierten sich »zur alleinigen Inkarnation des Staates« und versuchten diese Position in der Politik praktisch umzusetzen, indem sie »Verwaltung, Beamtentum und Heer auf einen zentralen Punkt« hin ausrichteten.³⁶ Als ein besonders prominentes Beispiel gilt der französische König Ludwig XIV (1638-1715), als populäre zeitgenössische Theorie der *Leviathan* von Thomas Hobbes (1651).³⁷

Da die Staaten Europas im 17. und 18. Jahrhundert jedoch nicht alle einem solchen absolutistischen Ideal entsprachen, sondern diverse politische Verhältnisse aufwiesen, wird der prominente Begriff »Absolutismus« als Epochenbezeichnung heute in der Wissenschaft nur noch vorsichtig eingesetzt.³⁸ Das einschlägige Handbuch *Das Zeitalter des Absolutismus* des Historikers Heinz Duchhardt wurde für die 2007 erschienene vierte Neuauflage z.B. mit dem alternativen Titel *Barock und Aufklärung* versehen. Duchhardt begründet diese Veränderung mit dem Verweis darauf, dass er den aktuellen wissenschaftlichen Diskussionen Rechnung trage.

S. 18. Zur Kulturgeschichte der Beratung vgl. weiterführend: Schauerte, Eva (2019): *Lebensführungen. Eine Medien- und Kulturgeschichte der Beratung*. Paderborn: Wilhelm Fink.

32 Vgl. einführend Holz (2013), S. 17-35.

33 Ebd., S. 245.

34 Vgl. ebd., S. 240-243.

35 Duchhardt (2007), S. 40-41.

36 Ebd., S. 41.

37 Vgl. ebd., S. 42. Für einen größeren Überblick vgl. ebd., S. 40-60. Vgl. zudem auch Hobbes, Thomas (2011): *Leviathan oder Stoff, Form und Gewalt eines kirchlichen und bürgerlichen Staates. Teil I und II*. Berlin: Suhrkamp.

38 Zu alternativen Staatsformen und zum Begriff »Absolutismus« vgl. Duchhardt (2007), S. 61-72.

Das Begriffspaar ›Barock und Aufklärung‹ entspreche der »Signatur der Epoche [...] in viel glücklicherer Weise« als der einseitige Begriff ›Absolutismus‹.³⁹

Unter dem Zeitalter der Aufklärung werden soziale und geistige Reformbewegungen der bürgerlichen Mitte subsumiert, die sich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts herausbildeten und die im gesamten 18. Jahrhundert immense politische Umbrüche beförderten.⁴⁰ Immanuel Kants öffentliche Aufforderung an die Bürger_innen, sich des eigenen Verstandes zu bedienen, um sich aus der selbstverschuldeten Unmündigkeit zu befreien oder die Französische Revolution 1789 sind populäre Höhepunkte dieser Bewegung.⁴¹ Deren Ausgangspunkt wird in intellektuellen Kreisen Frankreichs verortet, die ausgehend von einem wissenschaftlichen Fortschrittsglauben die Lebensbedingungen der Menschen verbessern wollten.⁴² Auch Leibniz war von dieser Strömung beeinflusst. Seine *Theodizee* wird gar als »Bibel« der frühen Aufklärung in Deutschland« beschrieben.⁴³

Der Barock hingegen gilt zunächst nicht als geistesgeschichtliche, sondern vielmehr als kunsthistorische Epoche. Zudem wurde der Begriff im Gegensatz zur Aufklärung nicht von Zeitgenoss_innen verwendet. Er kam erst im ausgehenden 18. Jahrhundert auf, bezeichnete nie einen einheitlichen Stil und ist aufgrund seiner vielfältigen Bedeutungen umstritten.⁴⁴ Der Barock wird mit prunkvollen Gestaltungen, imposanter Architektur, immersiven szenischen Darstellungen und spannungsgeladener Musik assoziiert. Hinter der barocken Kunst wird der Wunsch vermutet, die Fantasie zu beflügeln, Gefühle anzuregen und eine große Synthese zwischen den Menschen und ihrer Welt zu suggerieren. Die von späteren Generationen als schwulstig und exzessiv empfundenen Ausdrucksformen des Barock gelten bis heute als der Inbegriff eines vereinnahmenden, repräsentativen Gesamtkunstwerks.⁴⁵

Für den Historiker Peter Hersche verweist der Barock im Kern dabei auf eine »spezifisch katholische Kultur«.⁴⁶ Es handele sich um eine Dominanz des Religiö-

39 Ebd., S. XIII.

40 Vgl. einführend: Schneiders, Werner (2014): *Das Zeitalter der Aufklärung*. 5. Auflage. München: C.H. Beck, insb. S. 7-20 sowie Duchhardt (2007), S. 127-148.

41 Vgl. auch Funke, Gerhard (Hg.) (1963): *Die Aufklärung. In ausgewählten Texten dargestellt und eingeleitet*. Stuttgart: Koehler. Hier insb.: Kant, Immanuel (1963/[1784]): Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? Ebd., S. 103-110.

42 Duchhardt (2007), S. 127ff. Zum Fortschrittsglauben während der Aufklärung vgl. zudem: Lowenstein (2015), S. 139-222.

43 Zimmer (2018), S. 61.

44 Vgl. einführend Erben, Dietrich (2020): *Die Kunst des Barock*. 3. Auflage. München: C.H. Beck, S. 7-11.

45 Vgl. ebd., insb. S. 10-14 sowie S. 21-26.

46 Hersche, Peter (2006): *Muß und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter*. 2 Bände. Freiburg: Herder, S. 937.

sen, um die Ausstellung und Verteidigung kirchlicher Macht im 17. und frühen 18. Jahrhundert. Die Kunst des Barock kann als Gegenentwurf zu einem vornehmlich protestantisch geprägten Fortschrittsglauben und einer damit verbundenen Ökonomisierung und Technisierung der Gesellschaft gelesen werden.⁴⁷ Erst aus dieser Perspektive bekommt der Barock als geistesgeschichtliche Strömung Format und wird zu einem ernstzunehmenden Gegenpol der Aufklärung.

Die neuen rationalen Erkenntnisse, die aufklärerischen Ideale, die absolutistischen Herrschaftsformen und nicht zuletzt die Repräsentationslust des Barock führten zu Spannungen und Synthesen, die Leibniz' historisches Umfeld prägten.⁴⁸ In der damaligen Politik spiegelte sich das physikalisch-mathematisch-technische Weltbild ebenso, wie die »zu einer Doktrin sich verfestigende Vorstellung von einem [...] Gleichgewicht der Kräfte«.⁴⁹ Daher blieb der »hierarchische, auf den Fürsten zugespitzte Aufbau des Staates [...] einem allgemeinen Trend der Barockzeit nach Ordnung und nach Symmetrie« verpflichtet.⁵⁰

Es darf angenommen werden, dass das Verlangen nach einer »universellen Harmonie«, die zunehmend »zentralistischen Staatsgebilde«, die mathematischen und technischen »Fortschritte« und die frühen »aufklärerischen Forderungen« nach einer größeren Selbstbestimmung des Individuums einen immensen Einfluss auf die Wissensorganisation um 1700 hatten. Hier soll zudem die Beobachtung geteilt werden, dass die durch diese verschiedenen Strömungen provozierten Konflikte eine gewisse strukturelle Ähnlichkeit zur Web-Suche aufweisen: Web-Suchmaschinen werden als »Universalschnittstellen« beschrieben, die einen grenzenlos wirkenden Informationszugang ermöglichen.⁵¹ Sie verschwinden dabei hinter einem »glatten Design«, das auf eine harmonische Außenwirkung setzt.⁵² Sie sind potenziell in der Lage, für einen »demokratischeren Wissenszugang« zu sorgen und doch drohen sie die Selbstbestimmung zu gefährden, da sie zentralistisch von großen Unternehmen gesteuert werden, die ihrerseits längst zum »Inbegriff des machtvollen Souveräns im digitalen Zeitalter« erklärt worden sind.⁵³

Das Zusammenspiel aus Universalität, Harmonie, bürgerlicher Partizipation, technischem Fortschritt und einer zunehmenden Zentralisierung von Macht kann als Ausgangslage gelesen werden, die sowohl im 21. als auch im 17. Jahrhundert

47 Vgl. ebd., S. 943-947.

48 Vgl. weiterführend die Überlegungen in: Deleuze, Gilles (2000): *Die Falte. Leibniz und der Barock*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp; Rieger, Stefan (1997): *Speichern/Merken. Die künstlichen Intelligenzen des Barock*. München: Wilhelm Fink; Kirsch, Sebastian (2013): *Das Reale der Perspektive. Der Barock, die Lacan'sche Psychoanalyse und das »Untote« in der Kultur*. Berlin: Theater der Zeit.

49 Duchhardt (2007), S. 82.

50 Ebd.

51 Vgl. Schetsche/Lehmann/Krug (2005) S. 20.

52 Vgl. Röhle (2010), insb. S. 165, Röhle spricht von einer »Transparenzillusion«.

53 Ebd., S. 14.

die Probleme der Wissensorganisation prägte. Um die damit verbundenen politischen Ambivalenzen beschreibbar zu machen und um in diesem Kapitel Leibniz' Politisierung des Suchens und Findens von Informationen zu analysieren, wird im Folgenden auf die einschlägigen Theorien von Michel Foucault zurückgegriffen.

Das Hauptelement neuzeitlicher europäischer Regierungen sei nicht das Territorium, sondern »ein Komplex von Menschen und Dingen«.⁵⁴ Dies ist eine der wichtigsten Thesen, die Michel Foucault zu Beginn des Jahres 1978 in seiner Vorlesungsreihe *Sécurité, Territoire et Population* (*Sicherheit, Territorium, Bevölkerung*) in Paris formulierte.⁵⁵ Regierungspraktiken der europäischen Neuzeit fokussieren sich demnach auf die Steuerung der Bevölkerung und auf die damit verbundenen Begebenheiten. Ausgehend von dieser These wird hier angenommen, dass eine Kontrolle von Menschen und Dingen deren Auffindbarkeit voraussetzt. Dementsprechend sind Operationen des Suchens und Findens wichtige Techniken des neuzeitlichen Regierens: Wer regiert, sucht und wer sucht, kann regiert werden.

Im Kontext der folgenden Darstellungen wird nicht ignoriert, dass es bereits eine umfangreiche, interdisziplinäre Auseinandersetzung mit Foucaults Theorien sowie Verknüpfungen zwischen diesen und den digitalen Technologien der Gegenwart gibt. Exemplarisch genannt seien die Sammelbände *Gouvernementalität der Gegenwart* (2000), *Gouvernementalität und Sicherheit* (2008) sowie *Staat, Internet und digitale Gouvernementalität* (2018).⁵⁶ Auch in Auseinandersetzungen mit der Web-Suche werden Foucaults Theorien angewandt.⁵⁷ Jedoch werden weder bei Foucault noch in der – hier zur Kenntnis genommenen – Sekundärliteratur die Operationen des Suchens und Findens explizit als Regierungsmechanismen dargestellt. Da aber gerade dieser Bezug herausgearbeitet und für die weitere Untersuchung nutzbar

54 Foucault (2006a), S. 147.

55 Zu den Hintergründen der Vorlesungsreihe vgl. Sennelart, Michel (2006): Situierung der Vorlesung. In: Foucault (2006a), S. 527–571. Der zweite Teil der Vorlesungsreihe findet sich in: Foucault, Michel (2006b): *Die Geburt der Biopolitik. Geschichte der Gouvernementalität II*. Vorlesung am Collège de France 1978–1979. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.

56 Vgl. Bröckling, Ulrich/Krasmann, Susanne/Lemke, Ulrich (Hg.) (2000): *Gouvernementalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp; Purtschert, Patricia/Meyer, Katrin/Winter, Yves (Hg.) (2008): *Gouvernementalität und Sicherheit. Zeitdiagnostische Beiträge im Anschluss an Foucault*. Bielefeld: transcript; Buhr, Lorina/Hammer, Stefanie/Schölzel, Hagen (Hg.) (2018): *Staat, Internet und digitale Gouvernementalität*. Wiesbaden: Springer. Vgl. zudem: Junge, Torsten (2008): *Gouvernementalität der Wissensgesellschaft. Politik und Subjektivität unter dem Regime des Wissens*. Bielefeld: transcript. Zum Werk Foucaults vgl.: Kammler, Clemens/Parr, Rolf/Schneider, Ulrich Johannes (Hg.) (2014): *Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*. Sonderausgabe. Stuttgart: J.B. Metzler.

57 So z.B. in Röhle (2010), S. 45–57. Allerdings beschränkt Röhle sich darauf, den Macht-Komplex jenseits der Google-Suche zu analysieren, ohne die Operationen des Suchens und Findens selbst als spezifische Machttechniken zu markieren.

gemacht werden soll, ist es sinnvoll, mit einem auf diese Weise fokussierten Blick zu den Ursprungstexten von Foucault zurückzukehren.

»Der HERR ist mein Hirte; mir wird nichts mangeln«, verlautet der Psalm 23 des Alten Testaments.⁵⁸ In diesem berühmten Bibelzitat wird die Vorstellung explizit, dass Gott ein Herdenführer ist. Diese Metapher vom »Guten Hirten« beschreibt ein Regierungsideal, das die großen monotheistischen Weltreligionen – das Judentum, das Christentum und den Islam – von der Antike bis in die Gegenwart miteinander verbindet. Michel Foucault bezeichnet dieses Konzept der Herrschaft als Pastoralmacht und verweist auf deren anhaltende Bedeutung.⁵⁹ Seine Geschichte der neuzeitlichen Regierungen setzt mit dieser pastoralen Machtvorstellung ein und erzählt, wie diese im ausgehenden Mittelalter zur Grundlage eines modernen Regierungsdenkens wurde.

In ihrer Grundkonzeption schreibt Foucault der Pastoralmacht drei wesentliche Eigenschaften zu: Zunächst handele es sich um eine nomadische Macht, das heißt um eine Macht, »die nicht auf ein Territorium«, sondern »auf eine Herde in ihrer Fortbewegung« ausgeübt wird.⁶⁰ Als zweiten zentralen Aspekt verweist Foucault auf die Wohltätigkeit der pastoralen Macht; das »Heil der Herde« sei ihr wesentliches Zielobjekt.⁶¹ Und schließlich sei die Pastoralmacht eine individualisierende Macht. Denn der »Pastor zählt die Schafe, er zählt sie morgens, wenn er sie auf die Wiese führt, er zählt sie abends, um zu wissen, ob sie tatsächlich da sind, und er versorgt sie eines nach dem anderen«.⁶²

Die Hirt_innen kümmern sich jedoch nicht nur um jedes einzelne Tier der Herde, sondern zugleich um die Herde als Einheit, sie müssen »ein wachsames Auge auf alles und auf jedes haben«.⁶³ Dies führe sie eher früher als später in jene paradoxe Situation, wo sie, »um ein einziges der Schafe zu retten, gezwungen [sind], die Gesamtheit der Herde zu vernachlässigen«.⁶⁴ Dieses Paradoxon der Hirt_innen, »Opfer des Einen für das Ganze, Opfer des Ganzen für das Eine«, steht für

58 Luther (1912), Altes Testament, Psalm 23.

59 Vgl. Foucault (2006a), S. 185 sowie S. 239ff. Zur Metaphorik des Guten Hirten und seiner Geschichte vgl. weiterführend auch Peil, Dietmar (1983): *Untersuchungen zur Staats- und Herrschaftsmetaphorik in literarischen Zeugnissen von der Antike bis zur Gegenwart*. München: Wilhelm Fink, S. 29-165.

60 Foucault (2006a), S. 187-188. Die Hirtenmetapher sei daher insb. bei Nomaden-Völkern zu finden: »Der griechische Gott ist ein territorialer Gott, ein Gott *intra muros*, er hat seinen bevorzugten Ort, sei es seine Stadt oder sein Tempel. Der hebräische Gott im Gegenteil ist sicherlich der Gott, der marschiert, der Gott, der sich fortbewegt, der Gott, der umherzieht« (ebd., S. 188).

61 Vgl. ebd., S. 189.

62 Ebd., S. 191.

63 Ebd.

64 Ebd., S. 192.

Foucault im Mittelpunkt der pastoralen Machtkonzeption.⁶⁵ Die Hirt_innen müssen daher ihre Herde als eine Masse von Individuen betrachten und Techniken entwickeln, die dem Heil des Einzelnen sowie dem Heil des Kollektivs dienen. Es ist bereits an dieser Stelle naheliegend, die Techniken des Suchens und Findens als wichtige Regierungsoperationen zu betrachten, die den Herrschenden eine Übersicht und Kontrolle ermöglichen.

Ausgehend von dem erwähnten Paradox seien in der christlichen Gesellschaft die Kontroll- und Disziplinarmaßnahmen zunehmend an die Herde selbst delegiert worden. Die Individuen sollten untereinander auf sich Acht geben. Infolgedessen vollziehe sich die Individualisierung im Kontext der christlichen Pastormacht durch ein Beziehungsgeflecht, »das die allgemeine Knechtschaft eines jeden gegenüber jedem impliziert«.⁶⁶ Es handele sich, laut Foucault, um »eine Individualisierung durch Unterwerfung«.⁶⁷ Im Rahmen dieses gegenseitigen Gehorsams habe sich das Pastorat zu »einer regelrechten Kunst« des Führens, Lenkens, Leitens, Anleitens, »des In-die-Hand-Nehmens, des Menschen-Manipulierens« entwickelt.⁶⁸ Es sei eine Kunst, die die Funktion habe, »sich der Menschen ihr ganzes Leben lang und bei jedem Schritt ihrer Existenz kollektiv und individuell anzunehmen«.⁶⁹ Die Disziplinierung im Rahmen des christlichen Pastorats impliziere dabei nicht weniger als eine »tägliche Modulation«, es handele sich um »eine Beobachtung, eine Überwachung, eine jeden Augenblick ausgeübte und möglichst kontinuierliche Lenkung des vollständigen und totalen Verhaltens«.⁷⁰ Ohne ein beständiges Suchen, Finden und Gefunden-Werden wären diese Beziehungen nicht vorstellbar, denn die Beobachtungen, Disziplinierungen und Modulationen, von denen Foucault spricht, setzen ein komplexes Wissensnetzwerk voraus, das die gesamte Gesellschaft durchdringt.

Die Entwicklungen dieser Gehorsamsbeziehungen produzierten – Foucault zufolge – zwangsläufig Formen des »Gegen-Verhaltens«.⁷¹ So sei immer wieder der Wunsch entstanden, anders geführt zu werden, »durch andere Hirten, zu anderen Zielen und zu anderen Heilsformen, mittels anderer Prozeduren und anderer Methoden«.⁷² Die Reformationsbewegung, die im 16. Jahrhundert maßgeblich von Martin Luther ausgelöst wurde und in deren blutigen Konflikten sich verschiedene Konfessionen etablierten, beschrieb Foucault als »die größte Verhaltensrevolte, die

65 Ebd.

66 Ebd., S. 268.

67 Ebd.

68 Ebd., S. 241.

69 Ebd.

70 Ebd., S. 263.

71 Vgl. ebd., S. 292.

72 Vgl. ebd., S. 282.

das christliche Abendland erfahren hat«. ⁷³ Die Reformation sei »eher eine große pastorale Schlacht als eine große doktrinale Schlacht« gewesen. ⁷⁴ Denn die religiösen Konflikte hätten zu einer enormen Stärkung der Pastormacht geführt und zu politischen Umwälzungen, die sich erst im 17. und 18. Jahrhundert stabilisierten. ⁷⁵ Der Übergang vom europäischen Mittelalter zur Neuzeit sei geprägt gewesen von der Kunst, die Menschen zu regieren. Es habe sich ein Regierungsverständnis entwickelt, das Foucault mit dem Begriff der »Gouvernementalität« erfasst und dessen Eintritt in die Politik für ihn »die Schwelle des modernen Staates« markiert. ⁷⁶

Die feudalen Territorien seien in der Neuzeit zunehmend durch Regierungsstaaten ersetzt worden, die sich nicht mehr über ihre besetzte Fläche, sondern über ihre Bevölkerung, ihre Nation definierten. ⁷⁷ Der Begriff »gouverner« (regieren) hätte eine bis dahin beispiellose politische Bedeutung gewonnen. ⁷⁸ Diese historische Verschiebung schlug sich nicht zuletzt in einer Masse an Literatur über die Kunst des Regierens nieder, die zwischen dem 16. und dem 18. Jahrhundert entstand. ⁷⁹ Foucault verweist auf das Werk *Le Miroir politique*, das der französische Schriftsteller Guillaume de La Perrière Mitte des 16. Jahrhunderts verfasste. ⁸⁰ Foucault nutzt den Text von Perrière, um auf eine neue politische Ökonomie zu verweisen, mittels derer sich die politische Kontrolle veränderte. Er fasst zusammen, dass »das, worauf sich das Regieren bezieht, nicht das Territorium ist, sondern eine Art aus den Menschen und den Dingen gebildeter Komplex«. ⁸¹ Dies bedeutete, dass die Dinge, »deren die Regierung sich annehmen« musste, die Menschen »in ihren Beziehungen« waren und zwar in ihren Beziehungen zu all dem, was ihre Lebensumwelt prägte, nicht zuletzt Reichtümer, Ressourcen, Klima, Sitten, Epidemien, Tod. ⁸²

73 Vgl. ebd., S. 284. Zur Reformation vgl. einführend Schorn-Schütte, Luise (2017): *Die Reformation. Vorgeschichte, Verlauf, Wirkung*. 7. überarbeitete Auflage. München: C.H. Beck.

74 Foucault (2006a), S. 220.

75 Vgl. ebd.

76 Ebd., S. 242. Zur Definition des Begriffs »Gouvernementalität« vgl. ebd., S. 162–163.

77 Vgl. ebd., S. 164–165.

78 Vgl. ebd., S. 183.

79 Vgl. ebd., S. 136: Foucault verweist an dieser Stelle auch auf Machiavellis *Fürst*. Später schreibt er dazu: »Im Grunde steht er [Machiavelli] während dieser gesamten Periode von 1580 bis 1650–1660 im Mittelpunkt der Debatte. [...] Nicht er ist es, der die Kunst des Regierens definiert hat, doch durch das hindurch, was er gesagt hat, wird das gesucht werden, was die Kunst des Regierens ausmacht« (ebd., S. 353). Vgl. auch Machiavelli, Niccolò (2019): *Der Fürst*. Italienisch – Deutsch. Herausgegeben von Enno Rudolph. Hamburg: Felix Meiner.

80 Vgl. Foucault (2006a), S. 145ff. Vgl. auch Perrière, Guillaume de La (1555): *Le Miroir politique, œuvre non moins utile que nécessaire à tous monarques, roys, princes, seigneurs, magistrats, et autres surintendants et gouverneurs de Republicques*. Lyon: Macé Bonhomme.

81 Foucault (2006a), S. 146.

82 Ebd.

Entscheidend für die vorliegende Untersuchung ist erneut, dass all diese Dinge ein Geflecht aus Informationen bilden, die auffindbar sein müssen.

Foucault beschreibt die Polizei und die Statistik als die zentralen Instrumente des neuzeitlichen Staates im 17. Jahrhundert. Erst durch sie sei es möglich geworden, dass die Herrschenden sowohl für ihren eigenen, als auch für einen gegnerischen Staat wissen konnten, »wie groß seine Bevölkerung ist, wie stark die Armee ist, was die natürlichen Ressourcen sind, wie hoch die Produktion ist, wie umfangreich der Handel ist, welche Geldmenge im Umlauf ist«. ⁸³ Die Welt habe sich dabei in eine »Welt der Verordnung«, eine »Welt der Disziplin« verwandelt. ⁸⁴ Foucault spricht von »einer allgemeinen Reglementierung der Menschen und des Territoriums [...] in Gestalt einer Polizei, die ein wesentlich städtisches Vorbild hat«. ⁸⁵

Der staatliche Verwaltungsapparat sicherte sich eine gewisse Hoheit über das Suchen und Finden von Wissen. Bernhard Siegert und Joseph Vogl beschreiben in ihrem einschlägigen Sammelband *Europa: Kultur der Sekretäre* die Figur des staatlichen Sekretärs als zentral für eine moderne Geschichte, »in der sich Aufschreibeweisen und gouvernementales Handeln zu einer neuen Ordnung der Dinge verschränken«. ⁸⁶ Es sei davon auszugehen, dass diese administrativen Praktiken »die Entstehung eines neuzeitlichen Staats« begleiten, der »spätestens seit dem 16. Jahrhundert anfängt, sich selbst, seine Bewohner, Territorien und Reichtümer zu inventarisieren«. ⁸⁷ Die »Kultur der Sekretäre« könne in ihrem Einfluss kaum unterschätzt werden, erzeugte sie doch mit ihren Tabellen, Formularen, Diagrammen und Registern »den Geltungsraum einer ontologischen Differenz, mit der sich die seienden Dinge und Wesen von denjenigen unterscheiden, die bloß möglich, wahrscheinlich oder gar unmöglich sind«. ⁸⁸ Hierbei wird deutlich: Was in den Aufzeichnungen nicht gefunden wird, existiert nicht.

Die Macht, die im Kontext solcher Regierungstechniken ausgeübt wird, lässt sich nur schwer verorten. Sie zeichnet sich vielmehr durch ihre Heterogenität und ihre Ambivalenz aus. Auch Foucault vermeidet es von klaren Machtinstanzen zu

83 Ebd., S. 454.

84 Ebd., S. 489.

85 Ebd. Foucault geht hier auch auf den deutschen Begriff des »Polizeistaats« sowie die Polizeiwissenschaft ein. Letztere sei ihm zufolge »vom Ende des 17. Jahrhunderts bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ausschließlich eine deutsche Besonderheit [...], die sich über Europa ausbreiten und die einen wesentlichen Einfluss haben wird« (ebd., S. 458). Foucaults Analysen waren vermutlich geprägt von der sog. »Kybernetisierung« der deutschen Polizei als Reaktion auf den Terror der RAF Ende der 1970er Jahre. Vgl. auch Sennelart (2006), insb. S. 533ff.

86 Siegert, Bernhard/Vogl, Joseph (2003): Vorwort. In: Dies., S. 7-9, hier S. 8. Zur Bürokratie vgl. an dieser Stelle einführend auch: Derlien, Hans-Ulrich/Böhme, Doris/Heindl, Markus (Hg.) (2011): *Bürokratietheorie. Einführung in eine Theorie der Verwaltung*. Wiesbaden: VS.

87 Siegert/Vogl (2003) S. 8.

88 Ebd.

sprechen und fokussiert sich stattdessen auf die Netzwerke, Diskurse und Dispositive, innerhalb derer sich wirkmächtige Kräfte ausbreiten.⁸⁹ Er schreibt:

Man muß aufhören, die Wirkungen der Macht immer negativ zu beschreiben, als ob sie nur ›ausschließen‹, ›unterdrücken‹, ›verdrängen‹, ›zensieren‹, ›abstrahieren‹, ›maskieren‹, ›verschleiern‹ würde. In Wirklichkeit ist die Macht produktiv; und sie produziert Wirkliches. Sie produziert Gegenstandsbereiche und Wahrheitsrituale: das Individuum und seine Erkenntnis sind Ergebnisse dieser Produktion.⁹⁰

In der letzten Sitzung seiner ersten Vorlesungsreihe über die ›Gouvernementalität‹ im April 1978 erklärt Foucault zudem:

An dem Tag, an dem die bürgerliche Gesellschaft sich von der Vormundschaft und den Zwängen des Staates befreit haben wird, wenn die Macht des Staates schließlich von dieser bürgerlichen Gesellschaft aufgesogen worden sein wird [...], wird zugleich [...] die Zeit des Staates beendet sein.⁹¹

Womöglich im Anschluss an diese Gedanken bezieht Foucault sich in einem Vortrag im Mai desselben Jahres auf das Zeitalter der Aufklärung.⁹² Im Denken der Aufklärung beobachtet er exemplarisch, wie eine kritische, moralische und politische Haltung als Effekt aus den ›gouvernementalen‹ Relationen entstand. Er nennt sie »die Kunst nicht dermaßen regiert zu werden«.⁹³ Diese Kritik entstünde aus den »Beziehungen zwischen der Macht, der Wahrheit und dem Subjekt« und hätte »die Funktion der Entunterwerfung«.⁹⁴

Aus der Perspektive einer aufklärerischen Kritik beschreibt Foucault die Methoden des Regierens zugleich als ›Zwangsmechanismen‹ sowie als ›Erkenntniselemente‹.⁹⁵ Im Kontext dieser Arbeit drängt sich ausgehend davon die Frage auf, welche Möglichkeiten es gibt, »nicht auf diese Weise und um diesen Preis«⁹⁶ von der Wissensorganisation regiert zu werden. Wie können die Operationen des Suchens und Findens als ›Erkenntniselemente‹ gegen Zwang und Unterdrückung nutzbar gemacht werden? Diese Frage wird die folgenden Textanalysen begleiten.

89 Zum Begriff ›Dispositiv‹ vgl. Foucault, Michel (2003): Das Spiel des Michel Foucault [Gespräch, 1977]. In: Ders.: *Schriften in vier Bänden. Dits et Ecrits. Band III: 1976-1979*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 391-429, insb. S. 392. Zum Machtbegriff bei Foucault und zu dessen Anwendung in der Suchmaschinenforschung vgl. Röhle (2010), S. 45-57.

90 Vgl. Foucault (1977), S. 250.

91 Foucault (2006a), S. 510.

92 vgl. Foucault (1992).

93 Ebd., S. 12.

94 Ebd., S. 15.

95 Vgl. ebd., S. 30-33.

96 Ebd., S. 12.

5.3 Notiz-Ämter

Leibniz warb in seinem Schreiben *Errichtung eines Notiz-Amtes* um die Etablierung von städtischen Vermittlungsbüros nach französischem und britischem Vorbild. Während sich in Frankreich derartige Einrichtungen längst unter dem Begriff ›Bureau d'adresse‹ etabliert hatten und in England ähnliche Institutionen als ›Houses of intelligence‹ bekannt waren, schlug Leibniz um 1712/1713 vor, sich im deutschen Raum um die Einrichtung von Notiz-Ämtern zu bemühen.⁹⁷

Zu Beginn seiner Ausführungen verwies Leibniz zunächst auf sein erfolgreiches Projekt, eine deutsche ›Societät der Wissenschaften‹ zu gründen.⁹⁸ Mit diesem Vorhaben hatte er im Jahr 1700 einen wichtigen Etappensieg errungen. Eine erste Akademie konnte unter seinem Vorsitz in Berlin eröffnet werden. Da die zersplitterten deutschen Nationen im 17. Jahrhundert über kein einheitliches Wissenschaftssystem und kaum über intellektuelle Zentren verfügten, erfüllte sich mit dieser Akademie ein Traum, den Leibniz bereits sein ganzes Leben verfolgte.⁹⁹ Doch Leibniz wünschte sich nicht nur für wissenschaftliche Kreise, sondern auch für die breite Bevölkerung einen stärkeren Austausch von Wissen, Ideen, Angeboten und Nachfrage. Und zu diesem Zweck schlug er die Errichtung von Notiz-Ämtern vor, die er sich als weit gefächerte Institutionen vorstellte:

Einer will etwas verkauffen, vermiethen, verpachten, verpfänden, benachrichtigen, lehren, arbeiten, verrichten, der andere will etwas erhandeln, miethen oder pachten, außlehnen, erfahren, lernen, lassen machen oder verrichten; beyde geben sich an bey dem Notiz-Amt, lassen alda ihr verlangen einschreiben und aufzeichnen, gegen ein geringes.¹⁰⁰

Leibniz dachte an eine Institution, mittels derer die Bürger_innen ihre Interessen austauschen und Handel betreiben konnten. Denn manch einer »hat eine waare die weiß er nicht anzubringen, und ein ander verlangt dieselbige«.¹⁰¹ Aber damit

97 Vgl. Leibniz (1875), S. 358-366. Vgl. zudem die Einschätzung und historische Einordnung von Tantner (2015), S. 72-76. Vgl. auch Blome, Astrid (2006): Vom Adressbüro zum Intelligenzblatt. Ein Beitrag zur Genese der Wissensgesellschaft. In: Böning, Holger/Kutsch, Arnulf/Stöber, Rudolf: *Jahrbuch für Kommunikationsgeschichte. Band 8*. Stuttgart: Franz Steiner, S. 3-29, hier S. 19: »Entstanden im Kontext der Planungen zur Einrichtung einer kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, bildeten seine [Leibniz'] Vorschläge eine Synthese des französischen, englischen, deutschen und österreichischen Adresswesens, auch wenn er das letztere nicht ausdrücklich berücksichtigte. Sein Entwurf fasste wesentliche Aspekte der bis zu diesem Zeitpunkt konzipierten und realisierten Adresshausprojekte zusammen«.

98 Vgl. Leibniz (1875), S. 358, vgl. zudem Tantner (2015), S. 74.

99 Vgl. Poser (2016), S. 408-422.

100 Leibniz (1875), S. 358-359.

101 Ebd., S. 359.

nicht genug. Leibniz beschrieb das Notiz-Amt zudem als Arbeitsvermittlung,¹⁰² als Buchverlag,¹⁰³ als Versicherung¹⁰⁴ oder sogar als Armenhaus.¹⁰⁵ Zudem hätte es mit dem Zeitungswesen vereinigt werden können.¹⁰⁶ Das Amt sollte in diesem Sinne ein Organ sein, um Neuigkeiten zu verbreiten, z.B. »nützliche arzneyen oder erfindungen, neue bücher, [...] raritäten und sehenswürdige dinge«, aber auch Befehle oder Verordnungen, die »die obrigkeit kund thun will«.¹⁰⁷ Der Einrichtung sollte überdies auch eine archivarische Aufgabe zukommen. Wichtige Informationen hätten dort bewahrt werden können, da »sonst viele gute ordnungen und anstalten wieder verschwinden und verlohren« gehen.¹⁰⁸

Das Notiz-Amt, wie Leibniz es beschrieb, wäre eine Plattform gewesen, die konkrete Interessen zusammenführen konnte – ein »schiffmann sucht ladung und die ladung sucht ihn«¹⁰⁹ –, die allgemein Hilfe und Auskunft gewährte – »Hier wird dem unfall abgeholfen«¹¹⁰ – und über die sich zudem glückliche Fügungen ergeben konnten – so bekommt einer »gelegenheit etwas zu suchen und zu verlangen, darauff er sonst nicht gedacht hätte«.¹¹¹ Nicht zuletzt aber ergaben sich durch diese Plattform auch Überwachungs- und Kontrollmöglichkeiten. So äußerte Leibniz den Gedanken, dass mittels solcher Ämter anonyme Anschuldigungen gesammelt und Täter_innen gegen eine Belohnung gefasst werden könnten.¹¹² Und er schlug vor, dass dem Amt doch auch eine »gewisse aufsicht« über die jüdische Bevölkerung, deren »ganze nahrung insgemein in schacherey« bestehe »füglich beygelegt werden« könnte.¹¹³ An dieser Stelle werden nicht nur Leibniz' antisemitischen Vorurteile offensichtlich, sondern auch seine Vorstellungen, Notiz-Ämter in Disziplinaranstalten zu verwandeln, werden explizit. Denn die im Begriff »Amt« bereits implizierte behördliche Kontrolle war in seiner Konzeption fest verankert.

In dem Notiz-Amt vereinigen sich auf diese Weise nahezu alle aufgezeigten Aspekte, die Leibniz' Epoche um 1700 politisch prägten. Mit dieser Institution erfüllt sich der Wunsch nach einer universellen Schnittstelle, über die sämtliche Anliegen zu einem großen Ganzen zusammengeführt werden konnten. Es handelt sich

102 Ebd., S. 360.

103 Ebd., S. 363.

104 Ebd., S. 364.

105 Ebd., S. 365.

106 Ebd., S. 363.

107 Ebd., S. 362.

108 Ebd.

109 Ebd., S. 359.

110 Ebd., S. 360.

111 Ebd., S. 359. Auch Tantner betont, dass Leibniz »den Spürsinn und die glückliche Fügung – *serendipity* – in seine Konzeption« miteinbezog (Tantner (2015), S. 75).

112 Vgl. Leibniz (1875), S. 361.

113 Ebd., S. 365.

um die zentralistische Bündelung einer ganzen Gesellschaft. Zugleich ermöglicht die Institution liberale Austausch- und Handelsmöglichkeiten für ein aufgeklärtes Bürger_innentum. Sie setzt auf Freiheit und Eigenverantwortung und befördert urbane Gestaltungsspielräume. Sie bleibt andererseits jedoch zugleich eine Überwachungs- und Kontrolleinrichtung. Es ist gerade ihre Universalität, ihre extreme Vielfältigkeit, ihre potenzielle Offenheit, die diese Ambivalenz ermöglicht. Weder lieferte Leibniz in seinem Text konkrete Vorgaben, wie diese Einrichtung geführt werden sollte, noch Einschränkungen zu ihrem potenziellen Aufgabenfeld. Und so entsteht eine Blaupause, die Fantasie eines Universalbüros, über das die Bevölkerung verwaltet wird, indem sie sich selbst verwaltet. Die von Foucault beschriebene Kunst des Regierens erreichte bereits in Leibniz' Notiz-Amt einen Höhepunkt: Dem Volk wird eine zentralistische Plattform geboten, über die sämtliche Geschäfte, Anliegen und Interessen selbstständig abgewickelt werden können. Und über diese Plattform wird es daraufhin möglich, das Volk zu regieren. Wer sucht, kann gefunden werden.

Leibniz gehörte damit zu jenen Intellektuellen, dessen, wie Anton Tantner schreibt, »Phantasie im 17. Jahrhundert durch die Adressbüros beflügelt« wurde.¹¹⁴ Tantner erforscht, wie sich in europäischen Großstädten zunehmend Institutionen etablierten, die die Vermittlung von Dienstleistungen, Kontakten und Waren übernahmen. Sie professionalisierten Aufgaben wie die Wohnungssuche, die Arbeitsvermittlung oder die Kreditvergabe und sie lassen sich insbesondere zwischen dem 17. und dem 19. Jahrhundert nachweisen.¹¹⁵ Diese als »Adressbüros« bekannt gewordenen Einrichtungen leisteten wahrscheinlich einen maßgeblichen Beitrag zur modernen Informationsgesellschaft. Sie können als ein Übergangsphänomen zwischen feudalen und kapitalistischen Verhältnissen betrachtet werden, indem sie den Handel mit Wissen zunehmend ökonomisierten.¹¹⁶ Tantner resümiert, dass Adressbüros, Austauschprozesse organisierten, »die in späteren Jahrhunderten von [...] Arbeitsämtern, Telefonauskunft, Mitfahrzentralen, Reisebüros, Banken und ähnlichen Einrichtungen übernommen wurden und die wir heute an unsere elektronischen Hilfsmittel und Suchmaschinen delegieren«.¹¹⁷

Insbesondere über ihren fast absurden Universalitätsanspruch lassen sich Parallelen zwischen Adressbüros und Web-Suchmaschinen herstellen. Entgegen einer

114 Tantner (2015), S. 72.

115 Vgl. ebd., insb. S. 130-139. Das erste Adressbüro soll 1630 von dem Arzt und Gelehrten Théophraste Renaudot in Paris eingerichtet worden sein. Es spezialisierte sich auf die Arbeits- und Immobilienvermittlung, bot sich für die Unterstützung der armen Bevölkerung an, wickelte Handelsgeschäfte ab und brachte sich in die Wissensvermittlung ein. Vgl. ebd., S. 20-26.

116 Vgl. ebd., S. 137-138.

117 Ebd., S. 138.

beständig zunehmenden Spezialisierung und einer großen Branchenvielfalt zeichnen sich Web-Suchmaschinen gegenwärtig dadurch aus, dass sie möglichst viel aus einer Hand anbieten. Google, um ein weiteres Mal das prominente Beispiel anzuführen, ist längst nicht mehr nur für die Informationssuche zuständig, sondern ist zugleich Web-Browser, E-Mail-Dienst, Kalender, Cloud-Service, Videportal, Übersetzer, Navigator und vieles mehr.¹¹⁸ Nicht zuletzt wegen dieser Vielfältigkeit wird der Web-Suche ihre Macht zugeschrieben.¹¹⁹

Sowohl Web-Suchmaschinen als auch Leibniz' Notiz-Ämter sind überdies potenziell in der Lage, Suchanfragen zu speichern und auszuwerten, um darüber »Datenbanken der Absichten« anzulegen, die Welt in ihren »Transaktionschancen« sichtbar zu machen, Angebot und Nachfrage zu kontrollieren und das Verhalten der Suchenden zu manipulieren.¹²⁰ Zudem können sie von Behörden oder Geheimdiensten genutzt werden, um Menschen zu überwachen. Anton Tantner weist nach, dass bereits das erste bekannte »Bureau d'adresse« von Théophraste Renaudot im 17. Jahrhundert in Paris mit datenschutzähnlichen Herausforderungen zu kämpfen hatte. Name und Wohnort der Kundschaft sollten aus guten Gründen in einem geheimen Register vermerkt und bewusst dem Zugriff der Öffentlichkeit entzogen werden.¹²¹ Es darf in diesem Sinne vermutet werden, dass sich längst nicht alle Menschen vertrauensvoll an Adressbüros wandten. Tantner betont vielmehr, dass derartige Einrichtungen bereits damals nicht nur »auf begeisterte Zustimmung«, sondern ebenso auf »tiefe Skepsis« stießen:

Die Debatten um sie [die Adressbüros] nehmen viele der Auseinandersetzungen, die wir derzeit angesichts des digitalen Wandels führen, vorweg, denn wer von Adressbüros demokratische, partizipative Formen der Vergesellschaftung erhoffte, konnte genauso Argumente finden wie jene, die sich vor allgegenwärtiger Kontrolle fürchteten.¹²²

Diese Parallelen veranlassen Tantner dazu, Adressbüros und somit auch Leibniz' Notiz-Ämter als die »ersten Suchmaschinen« zu bezeichnen.¹²³ Während Web-Suchmaschinen in einem virtuellen Raum verortet sind und die Suchenden sich hinter IP-Adressen verbergen,¹²⁴ waren Leibniz' Notiz-Ämter jedoch auf Städte angewiesen. Den Vorteil von Städten sah Leibniz in dem Umstand begründet, dass die Menschen dort »näher beysammen seyn, beßer zusammentreffen und einander

118 Vgl.: https://about.google/intl/ALL_de/products/vom 12.06.2021.

119 Vgl. Röhle (2010), S. 11–16.

120 Vgl. auch Schrade (2018) sowie Battelle (2006) und Engemann (2014).

121 Vgl. Tantner (2015), S. 134.

122 Ebd., S. 139. (Ergänzung von R.S.)

123 Ebd. insb., S. 133.

124 IP-Adressen sind eindeutige Kennungen, die benötigt werden, um einem Computer über das Internet Daten zuzuleiten (vgl. Lewandoski (2018), S. 318).

leichter finden« können.¹²⁵ Mittels der Notiz-Ämter sollte dieser Vorteil vollkommen werden, denn über sie würden die Menschen »so zu sagen *concentrirt*«. ¹²⁶

Diese Konzentration und Auffindbarkeit innerhalb der Städte wurde im 17. und 18. Jahrhundert durch eine maßgeblich Erfindung revolutioniert – und zwar durch die Hausnummer.¹²⁷ Der Begriff der Adresse verweist bereits im Kontext der Adressbüros auf ein sich veränderndes neuzeitlich-europäisches Konzept von Orten, bei dem Informationen, Gegenstände und Lokalitäten mit Anschriften versehen werden, die nicht mehr mit diesen zusammenfallen, sondern in schriftlichen Ordnungsstrukturen wie Registern getrennt koexistieren.¹²⁸ Verfahren der Adressierung sind zentral für die moderne Wissensorganisation und setzten sich in verschiedenen Institutionen der Gesellschaft parallel durch.¹²⁹ So verweist Markus Krajewski darauf, dass z.B. in Wien in den 1770er Jahren zunächst städtische Hausnummern und kurz darauf Signaturen in der Universitätsbibliothek eingeführt wurden. Diente die Adressierungstechnik in der städtischen Verwaltung dazu, kriegsfähige junge Männer zu Wehrzwecken einzuberufen, so stand in Bibliotheken der Zugang zu Büchern im Fokus.¹³⁰ Krajewski betont, dass erst durch Verfahren der Adressierung das ungefähre »Abschreiten der Aufstellung« einem »gezielten Zugriff über den Katalog« wich.¹³¹ Die Adressierung ist damit ein Verfahren, das zu Leibniz' Zeiten noch eine Innovation darstellte, während es z.B. für Martin Schrettinger um 1800 bereits eine etablierte Ordnungsstrategie war.

Auch Anton Tantner beschäftigt sich mit Hausnummerierungen und betont, dass sich diese ausgehend von staatlichen Überwachungsmaßnahmen durchsetzen konnten. Sie seien nicht etwa eingeführt worden, um den »Menschen die Orientierung zu erleichtern«. ¹³² Vielmehr sei ihre Herkunft im »Grenzgebiet von Militär, Fiskus und vormoderner ›Policywissenschaft‹ zu verorten«. ¹³³ Ihren Siegeszug hat die Hausnummer gewiss nicht zufällig »im Zeitalter des so genannten Absolutismus und der Aufklärung« erlebt. ¹³⁴ Denn der Zusammenhang zwischen modernen Wissensordnungen und der Kontrolle von Menschen wird an ihrem Beispiel besonders deutlich:

125 Leibniz (1875), S. 366.

126 Ebd. (Hervorhebungen stammen hier und im Folgenden aus dem Original.)

127 Vgl. Tantner (2007a); Tantner (2007b).

128 Vgl. Tantner (2015), S. 132.

129 Zur Bedeutung von Praktiken der Adressierung in der Medienwissenschaft vgl. weiterführend: Andriopoulos, Stefan/Schabacher, Gabriele/Schumacher, Eckhard (Hg.) (2001): *Die Adresse des Mediums*. Köln: DuMont.

130 Vgl. Krajewski (2002), S. 35-41.

131 Ebd., S. 41.

132 Tantner (2007a), S. 7.

133 Ebd.

134 Ebd.

Die Hausnummer hat [...] den Vorteil, diskrete, klar voneinander unterscheidbare Einheiten zu schaffen. Ist sie einmal [...] angebracht [...], macht sie die Wände durchlässig und ermöglicht so Rekrutierungsbeamten, Steuereintreibern und *Police* den Zugriff auf das Innere des Hauses.¹³⁵

Die von Leibniz beschriebenen städtischen Notiz-Ämter wurden also nicht zuletzt deswegen zu Überwachungseinrichtungen, weil sie potenziell die Wohnadressen von Menschen sammeln und zusammenführen konnten. Leibniz hätten diese Möglichkeiten gewiss zugesagt, denn seine Notiz-Ämter waren, wie auch Tantner feststellt, in herausragendem Maße Kontrolleinrichtungen: »Stärker noch als seine französischen und englischen Vorbilder erscheinen somit die von Leibniz konzipierten Adressbüros als Polizeianstalt«.¹³⁶ Als staatliche Einrichtungen sollten diese Ämter, wie Leibniz zum Abschluss seines kleinen Textes erklärte, »polizey und ordnung, handel und wandel, *commerciens* und *manufactures*, *studien* und *künste*« befördern, »indem dadurch die menschen, so einander zu statten kommen können, sich einander nähern, sich kennen lernen und fester mit einander verknüpft werden«.¹³⁷ Diese Überlegungen zur Steuerung der Bevölkerung werden im Folgenden ausgehend von einem früheren Projekt von Leibniz – seinen Staats-Tafeln – weiterführend analysiert.

5.4 Staats-Tafeln

Der Text *Entwurf gewisser Staatstafeln* soll 1685 verfasst worden sein und stammt aus Leibniz' handschriftlichem Nachlass.¹³⁸ In ihm skizzierte Leibniz sein Konzept der Staats-Tafeln, worunter er die »schriftliche kurze Verfassung des Kerns aller zu der Landesregierung gehörigen Nachrichten« verstand.¹³⁹ Wenngleich sein Vorhaben wahrscheinlich ein theoretisches Modell blieb und nicht eindeutig abgeleitet werden kann, wie die Tafeln genau hätten aussehen sollen, so wird doch deutlich, dass Leibniz an handliche und übersichtlich gestaltete Informationsträger für die Regierungsarbeit dachte.¹⁴⁰ Die Staats-Tafeln erweisen sich ferner als Schnittstellen eines Netzwerks, das verschiedene Institutionen und mediale Träger umfassen sollte. Obwohl Leibniz' *Entwurf* in der vorliegenden Ausgabe der *Politischen Schriften*

135 Ebd., S. 10.

136 Tantner (2015), S. 76.

137 Leibniz (1875), S. 366.

138 Vgl. Leibniz (1966), S. 80–89. Vgl. zudem die dortige Einführung: Holz, Hans Heinz (1966): Einleitung. In: Leibniz, S. 5–31, hier S. 30.

139 Leibniz (1966), S. 80.

140 Vgl. ebd., S. 80ff.

nur zehn Seiten lang ist, handelt es sich um einen dichten Text, der auf herausragende Weise Einblicke in die Probleme des Suchens und Findens um 1700 gewährt.

Leibniz beschrieb zunächst den Zweck und Nutzen der Staats-Tafeln und fokussierte sich später auf deren Anfertigung und Gestaltung. In der folgenden Analyse werden vier Problemkomplexe innerhalb seiner Ausführungen unterschieden, die sich bei der Lektüre aufdrängten. Sie betreffen (1.) allgemeine Überlegungen zur menschlichen Wissensorganisation, (2.) die Informationsverwaltung im Kontext einer Regierung, (3.) die sich ergebenden Schwierigkeiten bei der Sammlung und Darstellung von Wissen und (4.) die Wissensorganisation jenseits eines Souveräns. Leibniz' Idee wird hier ausgehend von diesen Problemkomplexen nachvollzogen, diskutiert und mit gegenwärtigen Herausforderungen verknüpft.

Der erste Komplex betrifft die Wissensorganisation im Allgemeinen und bezieht sich auf grundlegende Überlegungen zum Suchen und Finden. Leibniz nahm an, dass dem menschlichen Gemüt nichts angenehmer sei, als »einen gewissen Faden an der Hand zu haben, dem man sicher folgt, hingegen nichts beschwerlicher und schädlicher, als [...] gleich einem Jagdhund, der die Spur verloren, hin und herzulaufen, auf gut Glück, ob man wieder darauf kommen werde«.¹⁴¹

Womöglich war Leibniz die etymologische Herkunft des deutschen Wortes »suchen« geläufig, denn dieses soll sich ursprünglich auf den Spürsinn des Jagdhundes bezogen haben.¹⁴² Aber auch unabhängig davon ist ein Vergleich mit dem Hund als einem lang etablierten menschlichen Suchhelfer aufschlussreich. Denn Jäger_innen, die einem Hund folgen, wissen mitunter gar nicht, ob dieser auf der richtigen Spur ist. Bei einem Hund handelt es sich um eine potenziell unzuverlässige Suchmaschine, die den Menschen leicht in die Irre führen kann. Der Hund kann zwar mit Futter und Lob trainiert werden und reagiert auf Befehle. Und doch ist nie mit Sicherheit davon auszugehen, dass er die gewünschte Fährte aufnimmt. So kann die Suche als eine lästige Tätigkeit oder – mit den Worten Tantners, Hübels und Brandstetters gesprochen – »als Störung verstanden« werden, »die es zu beseitigen gilt«.¹⁴³ Die These, dass das Verlangen nach einer unmittelbaren Wunscherfüllung »Suchmaschinen im analogen wie im digitalen Zeitalter zu dominieren scheint«,¹⁴⁴ ließe sich durch Leibniz' Überlegungen bekräftigen. Anstatt eines unzuverlässigen und uneinsichtigen Spürhundes wünschte sich dieser »einen gewissen Faden an der Hand zu haben«, dem der Mensch sicher folgen kann.¹⁴⁵

141 Ebd., S. 84.

142 Vgl. Zentralinstitut für Sprachwissenschaft Berlin (1993), Band M-Z, S. 1392-1393 sowie Wahrig-Burfeind (2011), S. 1441.

143 Brandstetter/Hübel/Tantner (2012), S. 9.

144 Ebd.

145 Leibniz (1966), S. 84.

Ganz ähnlich wie Martin Schrettinger im Kontext der Bibliothekswissenschaft des 19. Jahrhunderts, warb auch Leibniz dafür, effizientere Techniken zu entwickeln, die ein »schnelles und vollständiges Finden« erleichtern sollten. Dabei hatte er jedoch nicht nur eine einzelne Institution, sondern gleich die gesamte Gesellschaft im Blick. Denn selbst einfachen »Privat-Personen« widerfuhr es, dass sie aus Verdruss vor einer lästigen Suche »manche nützliche Dinge in ihrem Hauswesen« unterließen.¹⁴⁶ Wer seinen Haushalt nicht in Ordnung halten und die Dinge nur dann »zusammensuchen will, wenn [...] vonnöten«, lasse am Ende das Glück entscheiden, ob alles gefunden oder »nicht vielmehr das Beste übersehen wird«.¹⁴⁷ Wenn jedoch »die Sachen einmal wohl gefasset und leicht eingerichtet« seien, würde so manches leichter fallen.¹⁴⁸ Bereits Leibniz wollte die *Praktiken des Suchens* durch effizientere *Techniken des Findens* ersetzen.

Doch schien die Übersichtlichkeit, an die Leibniz dachte, in weiter Ferne. Es wurde in dieser Arbeit bereits die These angeführt, dass im Zeitalter des Barock das Streben nach Ordnung und nach Harmonie eher repräsentativ und ästhetisch ausgerichtet war. Nur weil z.B. eine gleichmäßig und vorbildlich eingerichtete Bibliothek einen schönen Eindruck vermittelte, bedeutete dies noch lange nicht, dass spezifische Informationen dort tatsächlich zuverlässig gefunden werden konnten.¹⁴⁹ Denn ästhetische Ordnung und Funktionalität sind zwei unterschiedliche Dinge. Diese These wird durch Leibniz' Überlegungen bestätigt. Denn Leibniz beschrieb sich mitnichten als Zeitgenosse einer gut organisierten Wissensgesellschaft. Vielmehr bemerkte er, dass die Herstellung von Registern und Tafeln zumeist »noch nicht bekannt« sei und »gemeiniglich Zweifel« befördern würde.¹⁵⁰ Es mangelte Leibniz' Welt noch am »richtigen Inventar«. Die »Form, Einrichtung, Ordnung und zum nötigen [...] Gebrauch erforderte Leichtigkeit«, die eine moderne Suchmaschine auszeichnen, waren längst nicht etabliert.¹⁵¹

Dieses Unvermögen, Ordnung zu schaffen und ein schnelles und vollständiges Finden zu gewährleisten, beobachtete Leibniz in herausragender Weise bei den Regierenden. Im zweiten ausgemachten Problemkomplex widmete er sich daher der dringenden Notwendigkeit, ihnen Hilfsmittel an die Hand zu geben, um Informationen zu verwalten. Es ist aufschlussreich, dass Leibniz seine zu diesem Zweck konzipierten Staats-Tafeln mit Land- und Seekarten sowie mit den Aufzeichnun-

146 Ebd., S. 83.

147 Ebd., S. 84.

148 Ebd., S. 83.

149 Vgl. Garrett (1999), S. 104-112 sowie das vierte Kapitel dieser Arbeit.

150 Leibniz (1966), S. 84.

151 Ebd.

gen von Kaufleuten verglich.¹⁵² Eine jede Regierung sollte in diesem Sinne über die geeigneten Hilfsmittel zur Navigation und zur Buchhaltung verfügen. Denn in »Staats- und Regierungssachen [...] hat man dergleichen noch nie versucht« und zwar obwohl »daran am allermeisten gelegen« sein sollte.¹⁵³

Ausgehend von Foucaults Darstellungen wurde bereits argumentiert, dass »ein Komplex von Menschen und Dingen« zum Hauptelement neuzeitlicher europäischer Regierungen wurde.¹⁵⁴ In Leibniz' Konzept der Staats-Tafeln wird deutlich, dass die Verwaltung eines solchen Komplexes eine effiziente technische Wissensorganisation voraussetze. Und zwar, weil Regierende nicht »allzeit die Dinge in natura vor Augen haben und besichtigen« können, weil es nicht möglich ist, »alles in Modelle« zu bringen, und weil von keinem Beratenden erwartet werden kann, »alle Stücke, Punkte, Arten und Geschlechter, Schaden und Nutzbarkeiten der Dinge« an den Fingern abzuzählen.¹⁵⁵ Überdies hätten die Herrschenden selbst »weder Zeit noch Lust [...], sich mit vielem Nachsuchen zu bemühen«.¹⁵⁶

Die Staats-Tafeln wurden von Leibniz als eine Art ›Hilfe zur Selbsthilfe‹ angesprochen. Zunächst sollten sie »eines der bequemsten Instrumente zu einer löblichen Selbst-Regierung«¹⁵⁷ sein und dafür sorgen, »daß man vermittelst derselben alles darin auf begebenden Fall leicht finden können muß«.¹⁵⁸ Ferner sollten sie allerhand menschliche Schwächen kompensieren: So werde »die Arbeit erleichtert, die Wiederholung einmal getaner Mühe erspart, der Schwachheit des Gedächtnisses geholfen« und »auch der menschlichen Unbeständigkeit und Unrichtigkeit vorgebauet«.¹⁵⁹ Denn die Herrschenden hatten »nicht allzeit Leute, bei denen man sich erkundigen könne oder gern erkundigen wolle«.¹⁶⁰ Die Staats-Tafeln sollten zudem verwendet werden, um die Bediensteten »besser zu gebrauchen und gleichsam an der Schnur zu haben«.¹⁶¹ Nicht zuletzt aber würden die Tafeln die Herrschenden in die Lage versetzen, gute Entscheidungen zu treffen. Denn erst mittels dieser Technik konnten sie z.B. herausfinden, was in ihrem »Land für Handel und Wandel getrieben werde und was für Nutzen und Schaden entstehe«.¹⁶²

Obwohl Leibniz mehrfach suggerierte, die Staats-Tafeln würden eines »der bequemsten Instrumente sein [...] deren sich ein Herr zu Erleichterung der löblichen Selbstre-

152 Vgl. ebd.

153 Ebd.

154 Foucault (2006a), S. 147.

155 Leibniz (1966), S. 80

156 Ebd., S. 83.

157 Ebd., S. 80.

158 Ebd., S. 83 (Hervorhebungen stammen hier und im Folgenden aus dem Original).

159 Ebd., S. 85.

160 Ebd., S. 80.

161 Ebd., S. 85.

162 Ebd., S. 81.

gierung bedienen könnte»,¹⁶³ wird in seinem Text zunehmend deutlich, dass sie mehr waren als eine bloße Unterstützung. Meine These ist, dass die beschriebene technische Verlagerung der Wissensorganisation nicht nur dazu diene, die Regierungsgeschäfte zu erleichtern, sondern dass sie vielmehr zur Voraussetzung wurde, um – in einem »gouvernementalen« Verständnis – überhaupt regieren zu können.

Doch wie sollten die Staats-Tafeln aussehen und wie mussten sie eingerichtet werden, um einer solchen Aufgabe gerecht zu werden? Diese Frage verweist auf meinen dritten Problemkomplex. Die Tafeln sollten schriftlich verfasst sein.¹⁶⁴ Zudem durften sie nicht zu weitläufig ausfallen, sondern mussten sich auf den »Kern und Ausbund«, das »Beste und Nötigste«, auf »Schaden und Nutzbarkeiten der Dinge« fokussieren.¹⁶⁵ Darunter verstand Leibniz vor allem quantitative Zahlen und Fakten, aus denen unzählige relevante Schlussfolgerungen abgeleitet werden könnten – z.B., »was in einem Lande für eine Quantität seidener Zeuge oder wüllene Tücher jährlich konsumiert oder vertan werden«.¹⁶⁶ Die Selektion des Wissens sei in solchen Kontexten äußerst wichtig, denn es gehe nicht darum, eine »Staatstafel als Enzyklopädie zu schreiben«, sondern sich auf Nachrichten zu beschränken, »die eigentlich zur Regierungskunst gehören«.¹⁶⁷ Diese Einschränkung ist bedeutsam, da sich Leibniz an dieser Stelle von der ihm zugeschriebenen »enzyklopädischen Weite« seines Denkens abgrenzte.¹⁶⁸ Der mit seiner Person verknüpfte Wunsch, universelle Ordnungen zu schaffen, d.h. Ordnungen, die repräsentativ für das große Ganze stehen, erweist sich im Kontext der funktionalen Staats-Tafeln gerade nicht als zielführend. Bei deren Konzeption sollte es vielmehr darum gehen, spezifische Informationen zu sammeln und nutzbar zu machen.

Was Leibniz jedoch ebenso wichtig erschien, wie die Selektion von Informationen, war die Übersichtlichkeit ihrer Darstellung. Die Staats-Tafeln sollten nicht nur dafür Sorge tragen, dass alles »leicht zu finden« ist, sondern sie sollten zudem gewährleisten, dass die Dinge in ihrer Zusammengehörigkeit »in einem Augenblick zu übersehen« sind.¹⁶⁹ Es war Leibniz' Ziel, dass »die connexion der Dinge sich darin auf einmal fürstellt, die sonst durch mühsames Nachsehen nicht zusammenzubringen« wäre.¹⁷⁰ Erst durch eine kompakte Darstellung von Wissen auf einer

163 Ebd., S. 85.

164 Vgl. ebd., S. 80.

165 Ebd.

166 Ebd., S. 81.

167 Ebd.

168 Zur »enzyklopädischen Weite« von Leibniz' Denken vgl. Holz (2013), S. 15. Vgl. zudem Zimmer (2018), S. 24. Zur Enzyklopädie vgl. Stammen/Weber (2014).

169 Leibniz (1966), S. 84.

170 Ebd.

flächigen Tafel sollte es möglich werden, sämtliche Informationen, »in die Enge« zu treiben und somit »augenscheinlich oder handgreiflich« zu machen.¹⁷¹

Dieser Herausforderung, wesentliche Informationen auf eine kompakte Weise darzustellen, geht jedoch noch eine weitere Anforderung voraus. Und zwar die Aufgabe, das verteilte Wissen über den Staat und seine Bevölkerung zu sammeln und zusammenzuführen. Um eine effektive Übersicht zu erstellen, schlug Leibniz vor, dass die Staats-Tafeln eine Art »Schlüssel« sein sollten zu allen »Archiven und Registraturen des ganzen Landes«: Sämtliche »Rubriken und Register« sollten so eingerichtet werden, »daß sie endlich in diese Staatstafel als in ein Zentrum zusammenlaufen«.¹⁷²

Die wichtigen Orte, an denen sich die »gehörigen Schriften« finden, seien, »1. beim geheimen Kabinett, 2. bei der geheimen Kanzlei, 3. bei der geheimen Kammer, 4. bei der Kriegs-Kanzlei, 5. bei dem obristen Collegio justitiae, 6. bei dem Hofmarschallentamt«.¹⁷³ Zur Herstellung der Tafeln empfahl Leibniz, sich zunächst bei den dort bereits vorhandenen Skripturen zu bedienen. In einem zweiten Schritt sollte »man erfahrene Leute über die vorfallenden Zweifel und nicht gnugsam angemerkte Dinge« vernehmen.¹⁷⁴ Erst zuletzt, weil am aufwendigsten, sollte dazu übergangen werden, eigenständig Daten zu erheben. Dieses Zusammenführen der im Staat verstreuten Informationen erklärte Leibniz zum »Schlüssel des ganzen Werks«: Es sollte das Ziel sein, dass man »alle Scripturen des ganzen Landes [...] inventiere, in eine Harmonie zusammenrichte, extrahiere und konzentriere«.¹⁷⁵

Eine weitere große Schwierigkeit, die sich hierbei aufdrängt, auf die Leibniz allerdings nicht explizit einging, betrifft die Aktualität der Daten. Denn vor allem konkrete Zahlen, Daten und Fakten, die für die Regierung maßgeblich sind, verändern sich schnell und sind folglich immer nur annäherungsweise zu erfassen. Das mühsame Zusammentragen der verstreuten Informationen führt also zwangsläufig dazu, dass diese, wenn sie angewendet werden, längst veraltet sind. Ein Informationsnetzwerk für Regierungsangelegenheiten muss daher ständig aktiv sein und andauernd aktualisiert werden.

Am Ende seines Textes gelangt Leibniz zu der Idee, die Informationen der Staats-Tafeln für die Allgemeinheit nutzbar zu machen. Zuvor wurde mehrfach betont, dass die Regierungsgeschäfte im Geheimen stattfinden, und es wäre daher vermessend, das System der Staats-Tafeln als demokratische Maschine zu begreifen.¹⁷⁶

171 Ebd.

172 Ebd., S. 80–81.

173 Ebd., S. 88.

174 Vgl. ebd., S. 87.

175 Ebd.

176 Vgl. ebd., S. 88–89.

Jedoch regen die letzten Sätze von Leibniz' Text, die hier als Ausgangspunkt des vierten und letzten Problemkomplexes gelesen werden, dazu an, über die Möglichkeit einer Wissensorganisation jenseits eines Souveräns nachzudenken.

Leibniz beendete seinen Text mit der Anregung, dass doch zu erwägen sei, »ob ein solcher Herr, der zu einem gewissen Alter gelangt [...], nicht dahin bedacht sein möchte [...], die *Historie seiner Regierung* von einer vertrauten tüchtigen Person« beschreiben zu lassen, um sein Vermächtnis der »Nachwelt« anzuvertrauen.¹⁷⁷ Und dazu könnte, so Leibniz weiter, dann auch die Offenlegung jener »Nachrichtungen« dienen, die sich »in dem geheimen Kabinett« befinden.¹⁷⁸ Hinter diesem abschließenden Hinweis verbirgt sich die Hoffnung, dass die Informationen der Staats-Tafeln nicht verlorengehen, sondern für nachfolgende Generationen bewahrt werden. Zudem verweist diese abschließende Empfehlung an die Herrschenden darauf, dass ein effizientes System, wie das hinter den Staats-Tafeln, letztlich der gesamten Gesellschaft »zu einer löblichen Selbst-Regierung« dienen könnte.¹⁷⁹

In einschlägigen wissenschaftlichen Publikationen fand in den letzten Jahren nicht nur Leibniz als protodigitaler Vordenker der modernen Wissensorganisation, sondern auch sein *Entwurf gewisser Staatstafeln* zunehmend Erwähnung.¹⁸⁰ Bernhard Siegert stellt heraus, dass das dort vorgestellte System »funktional äquivalent« sei mit Leibniz' Konzept einer Rechenmaschine und in diesem Sinne durchaus als Prototyp eines algorithmischen Computer-Programms gelesen werden könne.¹⁸¹ In Leibniz' Text findet sich ein Vergleich mit Ludwig XIV, der wichtige Informationen »in einem eisern Kästlein gemeiniglich bei sich zu führen und oft aufzuschlagen« pflegte, seien doch »darin der Begriff seines ganzen Staates« enthalten gewesen.¹⁸² Siegert mutmaßt daraufhin, Leibniz habe von einer »Datenorganisation in einem eisernen Kasten« geträumt.¹⁸³ Operationen wie das »Auffinden, Urteilen, Demonstrieren« liefen in Leibniz' Konzeption nicht länger im »Bewußtsein

177 Ebd., S. 89.

178 Ebd.

179 Ebd., S. 80.

180 Die hier relevanten Auseinandersetzungen mit den Staats-Tafeln finden sich in Siegert (2003), S. 166-171 sowie in Segelken (2010), S. 54-62 und 180-182. Vgl. weiterführend die Überlegungen in: Schneider, Birgit (2006): Die Inventur des Luxus. Zwei visuelle Strategien zur Demonstration des königlichen Reichtums. In: Bredekamp, Horst/Schneider, Pablo (Hg.): *Visuelle Argumentationen. Die Mysterien der Repräsentation und die Berechenbarkeit der Welt*. München: Wilhelm Fink, S. 103-120; Becker, Peter (2008): Beschreiben, Klassifizieren, Verarbeiten. Zur Bevölkerungsbeschreibung aus kulturwissenschaftlicher Sicht. In: Brendecke, Arndt/Friedrich, Markus/Friedrich, Susanne (Hg.): *Information in der Frühen Neuzeit. Status, Bestände, Strategien*. Berlin: LIT, S. 393-422.

181 Siegert (2003), S. 169.

182 Leibniz (1966), S. 83.

183 Siegert (2003), S. 168.

eines Herrn oder Philosophen ab, sondern in einer Maschine«. ¹⁸⁴ Leibniz' Regierungssystem verwandelt sich auf diese Weise in eine technische Black Box, die die Staatsverwaltung neu codiert.

Die Staats-Tafeln selbst sind dabei lediglich der Output, von dem ausgehend Entscheidungen getroffen werden können. Sie sollten im Wesentlichen das leisten, was heute Statistiken, News-Ticker und Aktienkurse auf jedem Bildschirm dieser Welt leisten können: knappe und konkrete Informationen zum Stand der Dinge vermitteln. Die großen Herausforderungen und die wahren Innovationen verbergen sich damals wie heute in der Zusammenführung, Auswertung und Darstellung dieser Daten. Denn dazu wird ein komplexes Informationsnetzwerk mit zahlreichen Mitarbeitenden und einer spezifischen technischen Infrastruktur benötigt. Um die komplexen Begebenheiten des Staates überblicken zu können, um die Menschen und die Dinge zu regieren, ist es unerlässlich, dass das Suchen und Finden von Informationen an ein maschinelles Setting delegiert wird.

Ein wesentlicher Teil der Macht verlagert sich hierbei zwangsläufig auf technische Apparaturen, in komplexe Informationsnetzwerke sowie auf die Menschen, die diese konstruieren und steuern können. Es sind zahlreiche menschliche und nicht-menschliche Akteur_innen am Werk, auf die sich die Herrschaft verteilt. ¹⁸⁵ Der Souverän selbst sitzt in Leibniz' Konzeption am Ende nur noch vor der Tafel und konsumiert die Informationen, die dort angezeigt werden. Er ist ersetzbar geworden. Ein System gut funktionierender Staats-Tafeln braucht mitunter gar keine souveränen Entscheider_innen mehr. Heute, im 21. Jahrhundert, sind digitale Systeme in der Lage, gigantische Mengen an Daten auf der ganzen Welt zu sammeln, auszuwerten und in automatisierte Handlungen zu übersetzen – wie z.B. in das Erschießen von Terrorverdächtigen. ¹⁸⁶ Die Erkenntnis dieser potenziellen technischen Autonomie steckt im Kern bereits in Leibniz' *Entwurf* aus dem 17. Jahrhundert.

5.5 Gedankenscherz

Zu Beginn dieses Kapitels wurde angenommen, dass Leibniz' Geist »immer universell auf das Ganze gerichtet« war, in dessen Mittelpunkt er den Menschen verortete. ¹⁸⁷ Unter dem Einfluss dieser Lesart drängt sich im Zuge der Beschäftigung mit seinen Notiz-Ämtern und seinen Staats-Tafeln die Vorstellung eines gesamtgesellschaftlichen Konzepts auf. Zu einer solchen Synthese kommt z.B. auch die

184 Ebd., S. 169.

185 Zur Akteur-Netzwerk-Theorie vgl. Latour (2002), S. 211-264.

186 Vgl. Weber (2018), insb. S. 234-237.

187 Holz (2013), S. 14.

Kunsthistorikerin Barbara Segelken, die in den Staats-Tafeln zentrale Regierungs-instrumente erkennt, die die »Selbstorganisation und Kontrollmöglichkeit staatlicher Prozesse und Vorgänge« gewährleistet.¹⁸⁸ In diesem Sinne schreibt sie:

Betrachtet man Leibniz' Schriften zur Einrichtung einer Akademie und zum Projekt einer Universalenzyklopädie zusammen mit seinen Texten zur Handhabung und Ordnung von Informationen, die ein Land oder einen Staat betreffen, so ergibt sich eine konsequent gedachte Linie von den Wissenschaftsprogrammen zu einer optimierten Staatsverwaltung.¹⁸⁹

Es wird hier abschließend jedoch nicht darum gehen, Leibniz als ein starkes Subjekt mit weitreichenden Plänen zu inszenieren. Von Interesse sind vielmehr die gesellschaftspolitischen Transformationsprozesse, in die Leibniz und seine Ideen immer schon eingebunden waren. Der Schwerpunkt dieses letzten Abschnitts liegt dabei auf der Erprobung eines widerständigen Umgangs mit der Wissensorganisation. Bevor die Überlegungen dieses Kapitels zusammengeführt werden, wird dazu im Folgenden noch auf Leibniz' *Gedankenscherz* verwiesen. Denn dieser kann als ein Experiment gelesen werden, um nicht auf diese Weise regiert zu werden.

In seinem Text *Drôle de Pensée* – in der deutschen Übersetzung: *Gedankenscherz* – skizzierte der junge Leibniz bereits 1675 einen experimentellen Umgang mit der Wissensorganisation.¹⁹⁰ Der Text kann als eine Öffnung verstanden werden, die auf ein anderes Suchen und Finden von Informationen verweist – ein flexibles, improvisiertes, verspieltes Suchen und Finden, das womöglich in der Lage ist, sich den kontrollierenden und disziplinierenden Maßnahmen zu entziehen, die Leibniz später mit seinen Notiz-Ämtern und seinen Staats-Tafeln verknüpfte.

Mit großem Enthusiasmus berichtete Leibniz zu Beginn seines Textes, dass er in Paris an der Seine einer Vorführung beiwohnen durfte, in der eine Apparatur präsentiert wurde, »die dazu dient, auf dem Wasser laufen zu können«.¹⁹¹ Angeregt von diesem Erlebnis, entwickelte er daraufhin die Idee einer Institution, die wissenschaftliche und künstlerische Errungenschaften einer breiten Öffentlichkeit präsentieren sollte. Verschiedene Berufsgruppen sollten involviert werden: Er nannte zunächst »Maler, Bildhauer Zimmerleute, Uhrmacher«.¹⁹² Nach und nach könne man dann »auch Mathematiker, Ingenieure, Architekten, Trickkünstler, Scharlatane, Musiker, Dichter, Bibliothekare, Schriftsetzer, Stecher und andere

188 Segelken (2010), S. 55.

189 Ebd., S. 54.

190 Vgl. den Text in der Übersetzung von Bredekamp: Leibniz (2020b).

191 Ebd., S. 241.

192 Ebd., S. 242.

hinzunehmen, ohne Hast«. ¹⁹³ Sie alle sollten eingeladen werden, um die Vielfalt des Wissens zu inszenieren:

Die Darbietungen könnten beispielsweise die Laterna Magica sein [...], sowie Flüge, künstliche Meteoriten, alle Arten optischer Wunder, eine Darstellung des Himmels und der Sterne. Kometen. Ein Globus [...]; Feuerwerke, Wasserspiele, ungewöhnlich geformte Schiffe, Alraunen und andere seltene Pflanzen. Ungewöhnliche und seltene Tiere. ¹⁹⁴

Die skizzierte Utopie kann als ein Theater für die Wissenschaft, als ein Forum für Erfindungen, als ein Bildungsprogramm für die breite Bevölkerung sowie als eine Art Vergnügungspark begriffen werden. Leibniz dachte sogar an den Anschluss einer Spielhalle sowie an die Integration eines gastronomischen Angebots. ¹⁹⁵ Einerseits standen das Vergnügen und das gemeinsame Staunen im Mittelpunkt, andererseits sollte es aber auch darum gehen, technisches Wissen zu teilen und weiterzuentwickeln. Leibniz imaginierte einen Ort, an dem Wissen spielerisch und lustvoll ausgetauscht werden konnte, ohne dieses in eine größere Organisation integrieren oder einem konkreten Zweck unterstellen zu müssen. Um ein solches Unternehmen möglichst unabhängig führen zu können, riet er dazu, die Finanzierung nicht einem mächtigen Herren zu überlassen, sondern auf mehrere wohlhabende Privatleute zu verteilen: »Denn ein mächtiger Herr könnte sich als alleiniger Herr über die Geschäfte aufschwingen wollen, wenn er den Erfolg sähe.« ¹⁹⁶

Horst Bredekamp beschreibt, dass Leibniz' Gedankenscherz, in »seiner atemlosen Wirrnis« und »seinen wilden Assoziationen« einer »karnevalesken Skizze« gleiche, hinter der sich der Wunsch verberge, »den Horizont der Wissenschaften bis in das Burleske, Theatralische und Spielerische zu öffnen«. ¹⁹⁷ Leibniz habe dabei das Ziel verfolgt, »das Theater und den Spielpalast [...] als ein zentrales Mittel der Erkenntnis einzusetzen«. ¹⁹⁸

Nikola Roßbach weist darauf hin, dass die »kulturelle Handlung öffentlichen Darstellens und Zuschauens« im 16. und 17. Jahrhundert an Bedeutung gewann. ¹⁹⁹

193 Ebd.

194 Ebd.

195 Vgl. ebd., S. 247ff. Hier kommt Leibniz nicht umhin, doch eine behördliche Überwachung in seine Pläne einzubeziehen, indem er vorschlägt, ein Abhörsystem in den Spielpalast zu integrieren (vgl. ebd., S. 248).

196 Ebd., S. 241-242.

197 Bredekamp (2020), S. 49-51.

198 Ebd., S. 52.

199 Roßbach, Nikola (2005): Theatermetaphorik in Wissenschaft und Wissenschaftstheorie um 1700: Gottfried Wilhelm Leibniz. In: Martin, Ariane/Dies. (Hg.): *Begegnungen: Bühne und Berufe in der Kulturgeschichte des Theaters*. Tübingen: Francke, S. 13-27, hier insb. S. 20-22, zitiert von S. 20.

Nicht zuletzt seien die »Wissensspeicherung, -organisation und -vermittlung [...] zum theatralen Ereignis« geworden.²⁰⁰ Leibniz' Gedankenscherz sei vor diesem historischen Hintergrund »eine Vision mit unverkennbarem frühaufklärerischem Wissenschaftsoptimismus, der zur Förderung und Popularisierung von Wissen und Wissenschaft den Menschen buchstäblich die Augen öffnen will«.²⁰¹ Auf performative und spielerische Weise sollte das Wissen gewissermaßen zur Anwendung gebracht und in Szene gesetzt werden, um Vergnügen zu stiften und die Menschen zum Denken zu nötigen. Leibniz erklärte:

Das Spiel wäre der schönste Vorwand der Welt, eine so nützliche wie öffentliche Sache wie diese zu beginnen. [...] Dies bedeutet wahrhaftig, dem Süßen das Nützliche beizumischen und aus einem Gift eine Arznei zu machen.²⁰²

Eben dieser Ansatz kann als eine Einladung verstanden werden, sich den kontrollierenden Zwängen der Wissensorganisation zu entziehen.

Unter dem Eindruck dieser Lektüre werden Leibniz' Konzepte des Suchens und Findens nun abschließend zusammengefasst: Er verwies mit seinen Staats-Tafeln auf die Idee, gespeichertes Wissen aus verschiedenen Institutionen zu sammeln, auszuwerten und in ein großes Informationsnetz einzuspeisen, in dessen Zentrum die Regierenden stehen sollten. Mit Hilfe dieser Staats-Tafeln wurden die Herrschenden potenziell in die Lage versetzt, die Menschen und die Dinge zu regieren. Zu diesem Zweck musste jedoch nicht nur die Wissensorganisation, sondern auch ein beträchtlicher Teil des souveränen Anspruchs an die Staats-Tafeln delegiert werden.

Wenn Leibniz es für die Regierungskunst z.B. als nützlich erachtete, zu wissen, »was in einem Lande für eine Quantität seidener Zeuge oder wüllene Tücher jährlich konsumiert oder vertan werden«, was »für Handel und Wandel getrieben werde und was für Nutzen und Schaden entstehe« und sogar forderte, dass die »menschlichen professionen und Lebensarten von verständigen tüchtigen Leuten genau beschrieben« werden sollten, dann stellte er eine statistische Erfassung und Auswertung des ganzen Staatssystems an die Spitze der Regierungsgeschäfte.²⁰³ Die Regierung sollte, so die durchgeführte Interpretation, nicht der Willkür eines Souveräns, sondern den Analysen und Prognosen folgen, die ausgehend von den Staats-Tafeln möglich wurden.

Leibniz' Idee der Notiz-Ämter knüpfte an diese Konzeption an. Er schrieb, dass durch Vermittlungs- und Versammlungsorte der Hauptvorteil der Städte – nämlich

²⁰⁰ Ebd., S. 22.

²⁰¹ Ebd., S. 25.

²⁰² Leibniz (2020b), S. 249.

²⁰³ Leibniz (1966), S. 81-82. Zur Bedeutung der Statistik für die Regierungen der Frühen Neuzeit vgl. auch Foucault (2006a), S. 454-455.

deren Konzentration von Menschen, Waren und Wissen – verstärkt genutzt und auf das ganze Staatsgebiet ausgeweitet werden könnte.²⁰⁴ Die Menschen konnten mit Hilfe von Notiz-Ämtern nämlich nicht nur ihr Wissen und ihre Anliegen teilen, sondern ebenso gefunden werden.

Wenngleich Leibniz es nicht explizit ausführt, ist die Annahme naheliegend, auch die angefertigten Skripturen der Notiz-Ämter – also die dort gespeicherten Informationen und Adressen – in den Staats-Tafeln zu konzentrieren. Der große Gewinn dieser Daten wäre nicht nur gewesen, dass sie einen breiten Einblick in das gesellschaftliche Leben gewährt hätten, sondern, dass sie von der Bevölkerung eigenständig generiert und fortwährend aktualisiert worden wären. Denn bei den von Leibniz beschriebenen Notiz-Ämtern handelte es sich um breit aufgestellte Plattformen, die einen vielfältigen Handel und Austausch einerseits anleiten und befördern, andererseits jedoch zugleich dokumentieren konnten. Alles, was dort gesucht und gefunden – d.h. verkauft, vermietet, verpachtet, verpfändet, benachrichtigt, gelehrt, erarbeitet, verrichtet wurde – konnte theoretisch in das System der Staats-Tafeln eingespeist werden.²⁰⁵

Auf diese Weise hätte schon vor dreihundert Jahren eine Art ›Datenbank der Absichten‹ entstehen können.²⁰⁶ In den Notiz-Ämtern wären Informationen generiert und gesammelt worden, für die Staats-Tafeln hätten sie selektiert, ausgewertet und schließlich in Form von konkreten Handlungen, Erlassen oder Gesetzen an die Bevölkerung zurückgespielt werden können. Ausgehend von Leibniz' Projekten wäre es möglich gewesen, den Staat in eine Informationsmaschine zu verwandeln, in der Menschen und Dinge sich gegenseitig suchen, finden, dokumentieren, kontrollieren und regieren können. Diese Interpretation fügt sich in die größeren gesellschaftspolitischen Transformationsprozesse des 17. und 18. Jahrhunderts, die Michel Foucault als eine zunehmende ›Gouvernementalisierung‹ des Staates sowie als Genese einer modernen ›Disziplinargesellschaft‹ beschrieben hat.²⁰⁷

Im Kontext der digitalen Web-Suche ist heute jedoch nicht mehr von einer Disziplinierung, sondern vielmehr von einer Kontrolle und Modulation der Bevölkerung die Rede. In Abgrenzung zu Foucault betont Gilles Deleuze, dass das Individuum der ›Kontrollgesellschaft‹ als Kund_in in einem System der Überproduktion und des Profits zu betrachten sei. Ohne je an ein Disziplinarziel zu gelangen, werde es immer wieder den Modulationen des kapitalistischen Systems ausgesetzt.²⁰⁸ Auf die Geschäftsmodelle von Web-Suchmaschinen übertragen bedeutet dies, dass

204 Vgl. Leibniz (1875), S. 366.

205 Zu der Aufzählung der Tätigkeiten vgl. ebd., S. 358-359.

206 Zur ›Datenbank der Absichten‹ vgl. Battelle (2006).

207 Vgl. insb. Foucault (2006a), S. 161-165.

208 Vgl. Deleuze (1993), S. 254-262. Zum Verhältnis von Kybernetik und Kontrolle vgl. zudem die kritische Stellungnahme von Tiqqun (2007).

die Suchenden in einer andauernden Feedbackschleife zwischen Anfrage, Angebot und neuer Anfrage gefangen sind. Die von Algorithmen ausgewerteten Informationen schlagen sich u.a. in Konsumentenmodellen, Werbeanzeigen und Produktverbesserungen nieder und werden in diesen Formen immer wieder an die Suchenden zurückgespielt.²⁰⁹ Regierungen können die ausgewerteten Daten indessen nutzen, um z.B. die Konjunktur zu befördern oder auch um Terrorverdächtige zu jagen. Es handelt sich um ein System, in dem die Operationen des Suchens und Findens nutzbar gemacht werden, um die Gesellschaft zu kontrollieren und zur Selbstregierung zu nötigen.

Die Problemgeschichte eines solchen Systems kann bis hin zu Leibniz' Ideen der Staats-Tafeln und Notiz-Ämter zurückverfolgt werden. Was in seinen Konzeptionen jedoch ebenso insistiert und was hier mit einem Verweis auf seinen Gedankenscherz hervorgehoben wurde, ist die Einsicht, dass derartige Einrichtungen nicht nur ›Zwangsmechanismen‹ sind, sondern immer zugleich als ›Erkenntniselemente‹ nutzbar gemacht werden können. Denn die ausgelagerten Operationen des Suchens und Findens verweisen immer auch auf aufgeklärte und partizipative Formen einer bürgerlichen Selbstbestimmung.

Um sich in der Gesellschaft, in der Leibniz lebte, zu emanzipieren, erwies es sich als notwendig, eine gewisse Hoheit über die Wissensorganisationen zu erlangen und die Operationen des Suchens und Findens auf geschickte Weise einzusetzen. Es bedurfte einer nicht geringen Kompetenz, um sich z.B. in Adressbüros über Sachverhalte zu informieren, um Wissen zu selektieren und um dieses für die eigenen Zwecke nutzbar zu machen. Diejenigen, die einen Einblick in die Funktionsweisen von Suchmaschinen haben und diejenigen, die sich deren Zugriff zu entziehen wissen, konnten sich schon um 1700 besonders gut behaupten.

In Anlehnung an Foucault muss jedoch davon ausgegangen werden, dass die zugrundeliegenden Macht/Wissens-Beziehungen des Suchens und Findens nicht ausgehend von einem einzelnen Subjekt analysiert werden können, »das gegenüber dem Machtsystem frei oder unfrei ist«, sondern dass »das erkennende Subjekt, das zu erkennende Objekt und die Erkenntnisweisen« jeweils nur als Effekte der »Macht/Wissen-Komplexe und ihrer historischen Transformationen« zu verstehen sind.²¹⁰ Die Techniken des Suchens und Findens sind in diesem Sinne in entscheidendem Maße mit dafür verantwortlich, wie Wissen generiert und Macht ausgeübt wird. Sie gestalten das Verhältnis zwischen den Menschen und den Dingen mit. Sie sind in der europäischen Neuzeit immer schon Teil eines ›gouvernementalen‹ Machtgefüges gewesen und müssen demzufolge zugleich als ›Zwangsmechanismen‹ sowie als ›Erkenntniselemente‹ gelesen werden.

209 Vgl. Röhle (2010), S. 231-234.

210 Foucault (1977), S. 39.

Ein widerständiger Umgang setzt ein Bewusstsein für diese Ambivalenz voraus. Eine Erkenntnis ohne Zwang ist nicht denkbar. Und ein völliger Entzug ist kaum möglich. Es sollte vielmehr darum gehen, ausgehend von den bereits im System angelegten Aushandlungsprozessen Widerstand zu generieren. Eben dies könnte durch einen spielerischen Umgang, könnte mit Hilfe von Leibniz' Gedankenscherz erprobt werden. Denn die Möglichkeit, die Welt des Wissens als ein Theater zu begreifen, in verschiedene Rollen zu schlüpfen, eigene Experimente zu wagen und andere Umgangsformen in einem geschützten Raum zu erproben, erzeugt Widerstandsfähigkeit, nötigt zum Denken und befördert Veränderungen. Hier öffnet sich ein Raum, in dem der kollektive Wunsch entstehen kann, nicht auf ›diese Weise‹ regiert zu werden.

